

1901—
8.

n 30. Sep.
welche zur
11.

egen Dienst-
en Leute.
Erstah-Refer-

Reitbahn

Reitbahn

die Gemein-

an der Hof-

f. städtische

Wiedenbrück,

in der Ge-

Stadtwall

schützenhalle,

elwibel bis

den.

s wie auf

em sie zur

legen.

der Paß-

elefeld.

etten,

ren.

darbeiter

, 5 oder

ermen, den

inder

—111

en.

in der

Roesfeld

st Weigen

en.

13,75 inkl.

6,15 ausk.

gen 13,70;

40, Gerste

, Roggen

gen 13,40

en 187,00,

ie Martz-

15,50

nd.) 13,00

12,50 bis

14,00 bis

, Bohnen

Reichthum

leich 1,20

Sammet

2,10 bis

en aufge-

ne. Kühle

tragenbe

eitsperde

—70 Mt.

ehen alte

er Alters-

adel stolt,

heutigen

Brokzieh,

50 Pfund

böckigen

se fleischige

mäßig ge-

genährte

gemästete

Bullen 56

ältere 52

nd Kühe:

s 62—63

Bielefelder Volks-Zeitung

Beilagen: „Unterhaltungsblatt“ und „Praktischer Ratgeber“.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Abonnementspreis: 1 M. 25 Pfg., durch den Postboten ins Haus gebracht 1 M. 67 Pfg., vierteljährlich: mit „Illustriertes Sonntagsblatt“ 35 Pfg., mehr. Anzeigen kosten 15 Pfg. die Petitzeile oder deren Raum, Reklamen à Zeile 50 Pfg.

Nr. 241.

Donnerstag, den 17. Oktober

1901.



Hierzu das „Unterhaltungsblatt“
und ein Beiblatt.

Tages-Gereignisse.

Deutschland. + Berlin, 16. Okt. Eisenbahnminister v. Thielen, der in der „Deutschen Tagesztg.“ so hart angegriffen wurde, nach der „Nordd. Allg. Ztg.“ aber nicht an seinen Rücktritt denkt, läßt von den „Verl. P. N.“ allerlei über seine neuen Arbeitspläne berichten. Für den Winter, der bei der weichen Konjunktur gewiß manche Sorge bringen muß, wolle er nach Kräften die Arbeitsgelegenheit vermehren. Mit der in seinem neulich bekannt gegebenen Erlasse erwähnten Förderung der Eisenbahnbauten seien seine Maßnahmen noch keineswegs erschöpft. Durch Neuanschaffung von rollendem Material gedenke er die industrielle Tätigkeit in erheblichem Maße zu fördern. Nachdem kürzlich erst über 4000 Eisenbahnwagen zur Bestellung gegeben sind, werden demnächst über 400 Lokomotiven zur Vergebung gelangen, was einer Zuweisung von Arbeit im Werte von etwa 25 Millionen Mark an die deutsche Eisenindustrie entspricht. Im Zusammenhang hiermit wird berichtet, daß die Wiedereinbringung der Kanalvorlage in der nächsten Tagung des Abgeordnetenhauses wahrscheinlich sei. Man will wissen, daß die in der gestrigen Erklärung der „Nordd. Allg. Zeitung“ hervorgehobene Besprechung des Ministers von Thielen mit dem Präsidenten des Staatsministeriums die weitere Behandlung der Kanalvorlage sowie die sonstigen schwebenden Angelegenheiten zum Gegenstand gehabt habe, bei denen der Eisenbahnminister reformativ beteiligt ist. Bei dem neuen Kanal-Feldzuge soll übrigens dem Landwirtschaftsminister v. Podbielski eine bedeutende Rolle zugebracht sein. Es wird berichtet, daß die Wahl des Herrn v. Podbielski sehr freundlich gesinnten Monarchen gerade auf diesen thätigsten, den Konserativen so nahe stehenden Mann als Landwirtschaftsminister gefallen ist, weil man von ihm erwartet, was Herr v. Miquel nicht gelang: die Befehrung der konservativen Kanalgegner zum Mittellandkanal. Da kann man Herrn v. Podbielski Glück wünschen. Inzwischen glauben wir noch nicht an die Wiedereinbringung in der nächsten Tagung. Die Meldung eines Berichterstatters, es sei bereits eine Anordnung des Kaisers wegen der Einbringung ergangen, wird von den V. N. N. für völlig unzutreffend erklärt.

Die „Königsberger Hartungsche Zeitung“ schreibt: Nach unsern Informationen hatte Minister Dr. Studt ohne Erfolg für Virchow den Titel „Exzellenz“ beantragt.

! Peter van Gyl.

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich auch,“ versetzte Jan, „sonst würde ich nicht das vegetarische Wirtshaus mit meiner Gegenwart beehren, aber dort bekommt man für einen halben Schilling drei Gänge.“ „Für einen halben Schilling!“ rief Martin und rang in komischem Entsetzen die Hände, „das ist ja überhaupt mein ganzer Reichtum!“

Er reichte dem Freunde, der vor Schrecken fast sprachlos war, seine Kupfermünzen hin.

„Das habe ich freilich nicht gedacht, daß Dir's so schlecht geht, alter Junge,“ sagte Jan nach einer Weile in traurigem Ton, „komm Martin, Du mußt heute mein Gast sein.“

So sprechend zog er seinen widerstrebenden Freund mit sich fort, der einmal übers andere versicherte, ein Stückchen Brot genüge ihm vollkommen.

„Unfinn,“ sagte Jan ärgerlich, „ziere Dich nicht, das wäre mir eine schöne Art und Weise, mit einem alten Freunde umzugehen.“

Die Beiden aßen nun miteinander zu Mittag und erzählten sich dabei ihre Erlebnisse.

Jan war seit ungefähr drei Monaten in seiner jetzigen Stellung; er verdiente ungefähr wöchentlich 25 Schilling, von diesen legte er gewissenhaft jede Woche sieben zur Tilgung seiner Schuld zurück. Die übrigen 18 Schilling reichten gerade zum Leben, das Zimmer, das er in der Dyfartstraße bewohnte, kostete 6 Schilling, Frühstück und Abendbrot besorgte er sich selbst.

„Bis wieder bessere Tage kommen, mußt Du bei mir wohnen,“ erklärte Jan mit Bestimmtheit, „mein Bett ist so groß, daß wir beide darin schlafen können, und so wird die Wirtin nur wenig Miete mehr berechnen.“

„Das glaubst Du doch selber nicht, daß ich Dir so zur Last fallen werde,“ antwortete Martin.

„Zur Last?! Denkst Du denn gar nicht an die 80

Man hat an maßgebender Stelle gewiß in Betracht gezogen, daß Virchow aus seiner Gleichgültigkeit gegen Orden und Titel kein Fehl gemacht hat. Weiter wird erzählt, daß dieses auch das Motiv gewesen sei, weshalb die Minister bei der Virchow-Feier keinen Orden anlegten; der Gegenstand zwischen dem schmucklosen Frack des oppositionellen Gelehrten und den ordenbesetzten Ministeruniformen wäre zu augenfällig gewesen, als daß dies dem Ansehen der Ordenszeichen hätte von Vorteil sein können.

Der Gesundheitszustand der Kaiserin läßt immer noch zu wünschen übrig. An der gestrigen Feier des fünfzigjährigen Jubiläums der Rettungsanstalt Pflingsthaus am Pfingstberge zu Potsdam konnte die Kaiserin nicht, wie sie beabsichtigt hatte, teilnehmen.

Nach der neuesten (20.) Verlustliste unseres ostasiatischen Expeditionskorps sind auf der Heimreise wieder 16 Mann gestorben, die meisten davon am Typhus. Mehrere Musketiere mußten in die englischen und französischen Hospitäler in Colombo und Suez gebracht werden, wo sie ihren Leiden erlagen.

Zu Ehren Virchows hat, wie bereits mitgeteilt, der Reichszankler am Montag Abend ein Diner von 25 Gedecken veranstaltet, zu dem neben Staatssekretären und Ministern auch die hervorragenden ausländischen Gelehrten wie Baccelli, Lister, Cornil, Tholozan, Gerlach waren. Virchow führte die Gräfin Wilow zu Tisch.

Nach der „Nordd. Allg. Ztg.“ erklärte der Reichszankler auf Virchow: Es entspreche der Empfindung aller Anwesenden, wenn er sie auffordere, auch in diesem historischen Saale auf das Wohl des Mannes zu trinken, auf den wir alle stolz wären, weil er zu den großen Deutschen gehöre, die Unvergänglichkeiten geleistet hätten. Ein Volk sei unsterblich, wenn es Söhne hervorbringe, die beizutragen zu den Fortschritten, deren Segnungen der ganzen Menschheit zu Gute kämen. Es sei ein erhebendes Gefühl, dies von der ganzen Welt anerkannt zu sehen. Auf den Wänden des Saales hingen, der Virchow dargebracht worden sei, seien die Namen aller Nationen eingetragen gewesen. Hierauf dankte Virchow in längerer Rede.

Graf Wilow ergriff nochmals das Wort, um auf das Wohl der anwesenden Vertreter der fremden Staaten zu trinken. Zudem sei namentlich des Ministers Baccelli gedacht, hob er die innigen Bande hervor, die Deutschland und Italien verbanden. Als er Botschafter in Rom gewesen sei, habe er seinen italienischen Freunden oft versichert und könne auch heute nur wiederholen, daß es keinen Deutschen gäbe, dem Italien nicht teuer wäre, mit dem uns die Analogie der geschichtlichen Entwicklung sowie mannigfache materielle und ideale Beziehungen verknüpfen. In französischer Sprache fortsetzend, dankte Graf Wilow allen übrigen Vertretern für ihr Erscheinen und für die Huldigungen, die sie Virchow dargebracht hätten. Daran habe er nicht nur als Deutscher, sondern auch als Reichszankler seine Freude gehabt; denn, wenn die Politik hier und da, möglichst selten, aber doch bisweilen, die Völker trenne, so vereinige die Wissenschaft die erleuchteten Geister aller Länder unter demselben Banner der Wahrheit auf dem Wege des Fortschritts.

Baccelli erwiderte, daß die ihm zu Teil gewordene Aufnahme

ihm unvergeßlich sein werde; er feierte die Damen des Hauses, indem er in humoristischen Worten die Ehe des Grafen Wilow mit einer Tochter Italiens als ein Symbol der deutsch-italienischen Beziehungen bezeichnete; dann sprach er mit ernstem Nachdruck von dem „unzerstörbaren Bündnis“ der beiden Länder, und er beglückwünschte Deutschland, daß es wissenschaftliche Männer wie Virchow hervorbrachte.

Zu der Verleihung der großen goldenen Medaille für Wissenschaft wird dem nationalliberalen „Hann. Cour.“ aus Berlin geschrieben, daß bei der Verleihung dieser Ehrung die ausländischen Gelehrten am Sonntag sehr erlautet darüber waren, daß Virchow erst 80 Jahre alt werden mußte, um jene Auszeichnung für wissenschaftliche Erfolge zu erringen. Ähnlich war, so schreibt das nationalliberale Blatt, der Eindruck gewesen, als vor ungefähr Jahresfrist der „Reichsanzeiger“ die amtliche Mitteilung brachte, daß die Wahl Virchows zum stimmungsfähigen Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste die königliche Bestätigung erhalten habe. Auch damals war man verwundert darüber, daß Virchow nicht schon längst im Besitz dieser Auszeichnung gewesen. Es ist in weiteren Kreisen bis heute unbekannt geblieben, daß Virchow ungefähr 5 Jahre auf die Bestätigung als Ritter des Ordens pour le mérite hat warten müssen. Die Wahl, an der noch der vor fast fünf Jahren verlebte Du Bois-Reymond teilgenommen hatte, war schon im Herbst 1895 vorgenommen worden. Als Uebernahme von Virchows 75. Geburtstag war sie von den „stimmungsfähigen Ritters“ gedacht worden.

Weiter wird dem „Hann. Cour.“ geschrieben, daß die feierliche Veranstaltung im Abgeordnetenhaus, obwohl nur der Gelehrte, nicht der Politiker Virchow gefeiert wurde, doch nicht der politischen Momente entbehre: „Das preussische Kriegsministerium ließ sich nicht, wie ursprünglich angemeldet war, durch seinen Chef, sondern durch den Generalarzt Dr. v. Leuthold vertreten. Der preussische Kriegsminister selbst konnte sich vielleicht nicht entschließen, den Oppositionsmann Virchow zu verherlichen. Auch der Präsident des Abgeordnetenhauses, der konservative Herr Jordan v. Kröcher, der von seinem nahen Gute Binsberg sehr oft nach Berlin kommt, war am Sonnabend verhindert, diese kleine Reise zu machen. Der Festakt hat nicht darunter gelitten, daß Abg. Dr. Krause Herrn von Kröcher vertrat.“

Der Koniger Nord. Der antisemitische Rechtsanwalt Hahn-Charlottenburg hatte bei der Koniger Staatsanwaltschaft gegen den Fleischermeister Adolf Lewy in Konig und dessen Sohn Moritz Strafantrag gestellt wegen Ermordung des Gymnasialisten Ernst Winter und wegen Verhülfe zu diesem Verbrechen. Der Erste Staatsanwalt Schweigger in Konig hat, wie schon mitgeteilt, das Verfahren gegen beide Beschuldigte eingestellt und Herrn Hahn hiervon in einer an den Antragsteller gerichteten abweisenden Verfügung in Kenntnis gesetzt. Das Ergebnis der stattgehabten Ermittlungen, das am Schlusse der abweisenden Verfügung in vier Punkten auf Grund des Gutachtens des Medizinalkollegiums in Danzig kurz zusammengefaßt wird, ist: 1. Ernst Winter ist den Erstickungstod gestorben. (Diese Feststellung des Danziger Medizinalkollegiums steht in Uebereinstimmung mit dem Gutachten, das der Berliner Gerichtsphysikus Dr. Puppe im Israelstiprosess abgab, und im Widerspruch mit dem Gutachten der Koniger Nerze Medizinalrat Müller, Dr. Arthur Müller, Dr. Biese, zum Teil auch mit denen des Dr. Störmer und des Dr. Wittenberg-Berlin) 2. Der Fallschirm ist kein Schicksalsschritt, sondern nach dem Tode beigebracht, in derselben Weise, wie die übrigen am Körper befindlichen Schnitte zum Zwecke der

ganz außerordentliche Talente. Jeden Rat, den er erteilte, zerlegte er in verschiedene Kategorien, und er mußte auf diese Weise das Bier- und Fünffache herauszuschlagen; ja, seine Schlaueit kam in dieser Richtung ganz besonders zur Geltung, und er brachte es zu einer großartigen Fertigkeit.

Bei schlechtem Geschäftsgang ließ er seine Schreiber Briefe an die Klienten schreiben und ersuchte sie um eine angeblich dringende Unterredung; geschickt ersand er immer neue Vorwände dafür.

Erst nach drei bis vier Jahren schickte er seine Rechnung und dann erhielt der nichts ahnende Klient eines Tages einen dicken Brief mit einer viele Seiten langen Rechnung. Das arme Opfer, das in dem Glauben gelebt hatte, dem Rechtsanwalt höchstens 30 Pfund zu schulden, mußte zu seinem tödlichen Schrecken erkennen, daß sich seine Schuld auf ungefähr 170 Pfund belief; ging der Erschrockene dann alle einzelnen Punkte durch, so fand er, daß jeder Brief, jede Unterredung aufs Feinste verzeichnet war.

Der Herr Rechtsanwalt war es schon gewohnt, daß seine Kunden im höchsten Zorn über die „unfinnige“ Rechnung zu ihm kamen. Er empfing sie mit einem liebenswürdigen Lächeln und nahm die Ehrentitel, mit denen man nicht geizte, durchaus nicht übel. Er pflegte sich dann meist soweit herabzulassen, einige kleine Beträge zu streichen, und der geplagte Klient war in der Regel über jede Erleichterung froh.

Auf solche Weise hatte Herr Walker in kurzer Zeit ein großes Vermögen zusammengescharrt.

Als er merkte, daß sein Siefsohn gut beanlagt war, beschloß er, keine Mittel zu einer gründlichen Ausbildung zu scheuen, hoffte er doch, daß dieser ihm später eine große Stütze für sein Geschäft sein werde.

Martin hatte seine Kindheit und Jugend fern vom Elternhause verbracht, nie hatte ihm sein Stiefvater einen Beweis seiner Liebe und Zärtlichkeit gegeben, und Martin fühlte sich demgemäß auch nicht zu ihm hingezogen. Seine rechten Eltern hatte er nicht gekannt, von dem Vater hatte er nie gehört, und die Mutter war bei der Geburt eines

Auch in der Berechnung der Sporteln entwickelte er

Unter dieser heute abend f. Hoensbroeck:

„An die... Ich werde ihm die Ehrlichkeit bezeugen... Ihre Bemerkung... Spahn (die Kreuz... und Bruch des M... die erwünschte G... seit Jahren feststeht... daß die Unfalsch... als einer Beziehung... lich verständnislos... Niemand kann aus... kann trotz Mitleids... Anderer verdr... nicht zollen, denn... unwahrscheinlich... ein Urteil über die... weg eine unehrliche... wäre, Ihre Leser z... Sie, und Ihre po... Vorliebe unläuter... merksamer, weil Sie... Ihr Christentum i... die Unwahrheit v... Ein Mann, der S... zentrierter wege... zeichnet: „Wenn e... mord in öffentlich... sich nicht entblö... dungen über hoch... etwas, gegen das... Blatte muß man f... teilt sich an der... mord nie zurückge... das deutsche Volk... Ihr Blatt: „das i... und mit dem Mo... Ehrgeiz und die g... er spricht von Ihre... Dies Urteil deckt... habe die Genugthu... im Jahre 1896 in... und im März 189... eigenen Redaktions... Warum ich I... lasten, obwohl m... Ihr Blatt, aus e... des Stabes, dem... Grenzen hochschä... zigen Nahrung ge... des, besonders d... Blatt systematisch... ich weiß, daß me... ich so die Hoffnu... veranlassen wird... einen ererbten, f... ererbte und anez... Ihre Ehrlichkeit u... neue Prüfung zur... Was Ihre B... betrifft, als ob i... mißbrauchte, so b... und in den Aug... lichten Angelegen... den Schmutz diese... fot aufgehoben u...

P. S. Da id... habe, den Appell... auch noch durch e... falls Sie diesen A... drucken, ich ihn i... Dazu bemer... Nachschrift: „H... Herrn Grafen, Charakterisierung... nach Empfang... H S... Von P. Aug... Die Vielwe... Hainpflanzung. D... ihrer Weiber, da... tümer zu schließ... der Kanache sich... seine Pflanzungen... Gemüße kann an... Greist der Wiffie... gegen das Vermö... leuchtet jedem B... einmunt und a... der dortigen Fra... verblüfft ist der... Quantitäten Tar... mit Betel und G... Gewässer zu sch... jüngste Sprößling... vom Gipfel der... Der Kinder... Familien sehr be... z. B. im St. Dr... die Durchschnit... Namale, wo das... 30 Kinder. Jede... Pflege und Tötun... gründe. Viele F... wenn nicht bald... allmählich versch... Segen des Christ... das frühere Glem... manche Männer... Frauen. Die Bu... Familien, in wel... wirklich gefegnet... Sprößling ab un...

Beiseitehaltung der Leiche. 3. Winter hat sich in Ausübung einer unethischen Handlung befunden, festgestellt vom Medizinalkollegium und als richtig anerkannt auf Grund des Gutachtens des Gerichtschemikers Dr. Bischoff-Berlin, der die sichtbaren Nachweise dafür an den Kleidern gefunden hat. 4. Die auf Kopf und Weste des Ernst Winter vorgefundenen Blutflecke sind nach dessen Tode mittels gewonnenen Blutes herangewischt.

Vorurteilsfreie Leute haben von Anfang an behauptet, daß der Mord wahrscheinlich von einem Rächer seiner Gausehre verübt worden sei. Winter war als schlimmer Don Juan in Königs bekannt.

England. London, 15. Okt. Wie amtlich bekannt gegeben wird, ist Prinz Heinrich von Preußen zum Ehrenadmiral in der britischen Flotte befördert worden. Die Beförderung gilt vom 13. September ab, dem Tage der Beförderung des Prinzen zum Admiral in der deutschen Flotte.

Spanien. Madrid, 15. Okt. Trotz der Kriegsgesetze wiederholten sich heute morgen die Mordtaten in Sevilla. Als die Aufreiter die Klosterthür anzündeten und auf die Truppen schossen, mußten diese einschreiten, jedoch es mehrere Verwundete gab. Der kommandierende General Luque beantragte die Aufhebung aller Verfassungsbürgschaften. Sagasta erklärte im heutigen Ministerrat, daß die Vorgänge in Sevilla wahrscheinlich auf Anstiften Barcelonenser Umstürzler, die den allgemeinen Anstand auch in Catalonien planen, zurückzuführen sei, und hält strenges Vorgehen, namentlich in Sevilla, für nötig, da dort der Anfang der Anarchie erkennbar sei. In Vigo herrscht ebenfalls Erregung.

Madrid, 15. Oktober. Die Mordtaten dauern fort und nehmen einen größeren Umfang an. Die „Voss. Ztg.“ erhält aus Madrid folgendes Telegramm: Trotz der Verhängung des Belagerungszustandes haben sich die Mordtaten in Sevilla gestern und heute wiederholt. Klosterthore wurden verbrannt, Batterien explodierten. Die Klöster und Fabriken werden von Truppen bewacht. Aus Keres und Cordoba sind Verstärkungen nach Sevilla abgegangen. Auch in Oviedo ging es gestern sehr lebhaft zu. Anlässlich einer Jubiläumsspektakel kam es zu einer Keilerei zwischen Klerikalen und Antiklerikalen. Seminaristen machten unter den Rufen: „Gott der Papst“ von den Revolvern Gebrauch. Ein Kind ist erschossen worden.

Die Blätter veröffentlichten Depeschen aus Ferrol, wonach Meldungen aus Riomuni (Westafrika) zufolge dortige Eingeborene einen Unteroffizier und sechs Soldaten der spanischen Marineinfanterie gefangen genommen und aufgefressen haben.

Madrid, 16. Okt. Die Lage in Sevilla ist fortgesetzt ernst, die Straßenbahnwagen und die Universität wurden mit Steinen beworfen, einige Studenten wurden verletzt, einzelne Läden geplündert. Die Geschäfte sind geschlossen, keine Fabrik arbeitet, auch die Hafenarbeit ist gestört, Schienen aufreisende Gruppen wurden durch Cavallerie zerstreut. Die Zahl der Ausständigen wird auf 35000 geschätzt.

Der Krieg in Südafrika.

Die Hinrichtung Lotters war zweifellos ein Justizmord. Lotter, der allerdings in der Kapkolonie Grundbesitz aufzuweisen hatte, ist geborener Freistaatler, hat seine Hauptfarm nördlich vom Oranjeriver und konnte dem über ihn aburteilenden Kriegsgericht sein Patent als Kommandant und Offizier des Freistaates vorlegen. Andererseits vermochten die englischen Richter nach ihrer Ansicht untrüglige Beweise davon vorzubringen, daß Lotter im Middelburgdistrikte heimathlich und wahlberechtigt gewesen sei, indem die Wahllisten dieses Distriktes ihn, wenn auch unter einem anderen, seinem wirklichen ähnlichen Namen führten. Trotzdem Lotter behauptete, er könne hunderte von Zeugen bringen, die nachweisen würden, daß er mit diesem Kapkolonisten durchaus nicht identisch sei, sondern daß er durch Geburt und Recht Bürger des Freistaates immer gewesen wäre, haben ihm die britischen Richter keine Gelegenheit gegeben, einige dieser Zeugen herbeizuschaffen, sondern sie haben es vorgezogen, den tapferen Freistaats-Kommandanten,

toten Knaben gestorben, als Martin erst wenige Jahre alt war.

Auch in der Schule hatte er ziemlich einsam dagestanden; hätte er nicht wenigstens einen Freund, Jan Joers, gehabt, so würde sich sein Herz vor Sehnsucht verzehrt haben. Wie schmerzlich entbehrte er die Elternliebe; das reichliche Taschengeld, mit dem ihm sein Stiefvater bedachte, konnte ihm keinen Ersatz bieten; fast mit Neid sah er zu, wenn die Kameraden ein Kistchen erhielten, das fürsorgliche Liebe mit allerlei Nützlichem und Schönen gefüllt hatte.

Im Alter von 18 Jahren lehrte Martin zu seinem Stiefvater zurück, um sich bei diesem nur um so einsamer zu fühlen; Walkers abstoßendes, kaltes Wesen war nicht geeignet, einen jungen Mann für sich einzunehmen, und so war Martin auf sich selbst angewiesen.

Mancher in seiner Lage wäre wohl auf Irwege geraten, aber bei Martin lag keine Gefahr dafür vor. Er besaß einen unersättlichen Wissensdurst und wußte von seinem Vater die Erlaubnis zu erlangen, daß er in London ein wissenschaftliches Examen ablegen dürfe, und zwar, wohin ihn seine Neigung am meisten trieb, in der Mathematik.

Walker war klug genug, um zu erkennen, daß eine Ausbildung des logischen Denkens nur vorteilhaft für Martin sein könne und zugleich dem Geschäft zu Gute kommen mußte, denn er legte großen Wert darauf, daß sich sein Stiefsohn als ein würdiger Nachfolger erweise.

Drei lange, einformige Jahre waren wieder dahingegangen, in denen das Studium den einzigen Lichtpunkt für Martin bedeutete. Er that redlich seine Pflicht in seinem Berufe, aber dieser widerte ihn mehr und mehr an, und er konnte oft kaum den Abend erwarten, um sich seinem Lieblingsstudium zu widmen.

Eine felle Abneigung fühlte er gegen alles Englische, wie ein Fremder kam er sich vor unter Fremden. Während der Zeit, die er sich des Examens halber in London aufhielt — er befand daselbst mit einer besonderen Auszeichnung — verschärfte sich sein Widerwille nur um so mehr, er konnte die kühlen, geistreichen jungen Leute, denen er allenthalben begegnete, ordentlich hassen, so sehr er auch gegen

der ihnen so viel zu schaffen machte, bevor das schwanke Kriegsglück ihn in ihre Hände lieferte, auf das mindestens fragwürdige Zeugnis englischer Polizeispikeln, die in Südafrika mehr gefürchtet sind, wie die Pest, zum Tode zu verurteilen.

Die anständige englische Presse tadelt scharf die Rittersche Henkerarbeit. Die Londoner „Daily News“ schreiben: „Die Nachricht von der über Lotter verhängten Todesstrafe ist deshalb furchtbar, weil es der erste Fall ist, in welchem ein kriegsgefangener Freistaatler von unserer Hand zu Tode gebracht wird, — weil die Mütter und Väter britischer Offiziere, die in den Händen der Feinde sind, jetzt in tödlicher Angst um das Leben ihrer Söhne schweben müssen, denn nach Kriegsgebrauch muß diese Hinrichtung Repressalien nach sich ziehen. Selbst wenn Lotter ein Rebelle war, hätte man in weiser Vorsicht von seiner Exekution absehen müssen. Die grausame Brutalität, die jungen Rebellen zu prägen, ist das Schlimmste, was jemals unter britischer Kolonialregierung vorgekommen ist. Wir überzogen Südafrika mit Krieg, um das Prügeln der Schwarzen zu verhindern, und jetzt lehren wir sie, wie man weiße Kriegsgefangene züchtigt.“

Middelburg (Kapkolonie), 15. Okt. Wolfgang, einer der Leutnants in Lotters Kommando, wurde heute erschossen.

Der Sensationsprozess in Poitiers.

Die sonst eintönige Provinzialstadt Poitiers war in der abgelaufenen Woche der Schauplatz von Prozessionsunruhen, wie sie gar nicht faun während des Dreifusshandels zu Tage traten. Vor dem Gerichtshof tobte der Janhagel; er empfing den Angeklagten mit Heulen, Kot- und Steinwürfen und hätte ihn ohne die Gendarmenbegleitung am liebsten gehängt und in Stücke zerrissen. Es handelt sich um Marcel Monnier, den Bruder der eingesperrten Blanche Monnier zu Poitiers, der, wie wir schon kurz meldeten, zu einer Gefängnisstrafe von 15 Monaten verurteilt wurde.

Seit fünf Monaten hatte der Stadtklaß in Poitiers ausschließlich von der Geschichte der „Sequestrierten“, wie der technische Ausdruck heißt, gelebt; und in der That, hätte die erste, in die düstersten Farben getauchte Darstellung sich bestätigt, so würde Poitiers in Monnier-Mutter und Sohn zwei Scheinale der schlimmsten Art beisehen haben. Wie eine Bombe platzte diese Darstellung zur Zeit in die Stadt hinein. Auf die anonyme Anzeige hin, daß seit 20 Jahren die Blanche Monnier von ihrer Mutter und ihrem Bruder in einem unbefriedigend verwahrlosten Zustande eingesperrt gehalten werde, drang die Polizei in das Haus der Frau Monnier ein und gelangte nach Ueberwindung eines gewissen Widerstandes — Frau Monnier selbst war schon seit Wochen bettlägerig — in das Zimmer der Tochter. Da sah es denn wirklich schrecklich aus, und noch noch schrecklicher. Im Halbdunkel einer Stube, deren Fensterläden geschlossen und verriegelt waren, lag auf einer verfaulten Matratze ein menschliches Wesen, jagen wir vielmehr: ein hauntemleibendes Gerippe, splinternd, unter einer zerrissenen Decke ihren Schädel bergend, starrend vor Schmutz, unverkennbar laute murrend. „Die Läden auf, die Fenster auf!“ war das erste Nachwort der Polizei; das zweite heischte den Dienboten, das Gebilde des Zimmers in ein anderes Zimmer zu schaffen, und dort denn fand die erste Untersuchung statt. Ergebnis: ein auf 30 Kilogramm abgemagertes, mit ungeheurer bedecktes Weib; die Haare in einem unbefriedigend dicken Wechselzopf zusammengeflochten; die Nägel an Händen und Füßen langgewachsen; von geistiger Regung kaum mehr eine Spur; die Haut im Uebrigen weiß, schorlos und ohne jede Spur einer Mithandlung. Und dem Zustande des Weibes entsprach der ihrer Stube. Selbstverständlich ward die Fuderin sofort ins Hospital gebracht, der Sache aber benachrichtigte sich alsbald die Presse und die — Politik; denn Marcel Monnier, der angebliche Henkersknecht im Dienste seiner Mutter, war zur Zeit der „moralischen Ordnung“ Unterpräfekt gewesen, war literarisch angehaucht, verkehrte in literarischer Gesellschaft; daher war man denn alsbald bereit, ihn und seine Mutter vor dem Richterstuhl der öffentlichen Meinung zu verurteilen. Die alte Mutter, sprachlos vor Schrecken über das ihr zur Last gelegte Verbrechen, wurde verhaftet, starb aber bald an einem Herzleiden im Gefängnis an den Folgen der Erschütterung. Was man über sie dachte, zeigte sich bei ihrer Verurteilung: ihr Sarg ward mit Unrat beworfen und die Beibrägenen wurden fast mithandelt. Den Sohn unterzog man einer monatelangen Untersuchungshaft, während deren der Klatschhuf alle Schleusen geöffnet blieben. Inzwischen stellte sich doch bald heraus, daß von einem fast hochnotpeinlichen Verbrechen abzusehen war, daß an Stelle des Schwurgerichts der Polizeirath zu treten hatte. Trotzdem ließ der Volkszorn gegen Monnier an Bitterkeit nicht nach; während des Prozesses in der vorigen Woche erreichte er seinen Höhepunkt mit unglaublichen Ausschreitungen.

solche Gefühle ankämpfte. Sie schienen ihm alle über einen Leisten gemacht, und er fand keine verwandten Saiten in ihnen, vielmehr erschien ihm die sie trennende Scheidewand unübersteiglich.

Je mehr sich Martin von allem Englischen abgestoßen fühlte, um so mehr schloß er sich an seinen Freund Jan Joers an; dieser war, wenngleich in England geboren, von dänischer Abstammung. Sein Vater, ein reicher Handelskerr, hatte ihn zu sich in sein Geschäft genommen und führte ein strenges Regiment.

Eines Tages kam Martin zufällig in ein deutsches Café, das fast ausschließlich von Ausländern besucht wurde. Der Aufenthalt gefiel ihm so gut, daß er von da an sehr häufig seine Schritte dorthin lenkte. Es gewährte ihm ein großes Vergnügen, von seinem kleinen Tische aus, deren es eine große Anzahl gab, die kunstvoll bemalte Decke zu betrachten. Wie unterhaltend waren auch die verschiedenartigen Physiognomien, die sich seinen beobachtenden Blicken boten; er fühlte sich zu den Fremden hingezogen, sein Gesichtskreis erweiterte sich, freilich fand er sich auch in seinem Widerwillen gegen das englische Wesen bestärkt.

So sehr sich Martin stets nach Elternliebe gesehnt hatte, so wenig hatte er doch bisher über seine Abstammung nachgedacht; da fiel ihm eines Tages ein Buch über die Vererbungstheorie in die Hände. Das Studium desselben brachte ihn auf den Gedanken, doch einmal nachzuforschen, woher seine Vorliebe für die Mathematik rühre; er konnte stundenlang dasitzen und grübeln, jede Regung seines Herzens zerlegte er mit peinlicher Genauigkeit. Sein durch das Durchdenken mathematischer Probleme geschärfter Sinn ließ ihn mehrere verschiedene Seiten in seinem Charakter erkennen: eine große Energie und Strehnsamkeit einerseits, und eine übergroße Empfindlichkeit andererseits, die, wie er zu seinem eigenen Kummer erkannte, die Quelle vieler Schmerzen war, und ein Gang zum Mithraismus, das ihm alles trübte und verbitterte.

So klar er das alles sah, so war er doch nicht im Stande, seine Anlage zum Trübsinn zu besiegen; wenn diese Stimmung über ihn kam, war er geradezu machtlos. Er

Aus den Gerichtsverhandlungen nun sind nach dem anscheinend objektiven Bericht der „Köln. Ztg.“ zwei Umstände hervorzuheben: die Aufstichung der Beweisstücke und das Auftreten Marcel Monniers. Erstere kennzeichnete sich durch einen Mordgeruch, der den ganzen Gerichtssaal erfüllte. Schwer allerdings hätten diese Beweisstücke in die Waagschale fallen müssen gegen den vermeintlichen Urheber eines solchen Zustandes der Dinge; indessen entwarfene Monnier bei seinem Auftreten den Verdacht, als habe er wirklich seiner Schwester je irgend ein Leid zugefügt wollen. Monnier entpuppte sich nämlich als ein willenloser, sinnenschwacher Tropf; ein kleines Männchen, dem die Kleider um die Gebeine schlotterten, die Brille saum auf der winzigen Nase hielt, wohlgenut und gleichgiltig, als sei er sein eigener Schutzzeuge, seiner Lage durchaus unbewußt; was er in eigener Sache sprach, hatte zwar Hand und Fuß, wurde aber in einem so ruhigen Tone vorgebracht, als knüpfte er ein Gespräch auf der Straße an. Was ihm anfangs zur Last gelegt worden war, bestand in einer Art von Verschönerung mit seiner Mutter gegen das Leben der Schwester. Das Testament der Mutter entfristete diesen Argwohn; es bedachte die Tochter, enterbte den Sohn. Im Uebrigen beteuerte Mutter sowohl wie Sohn in ihren Briefen für Blanche stets die größte Liebe. Der zweite Verdacht war mangelhafter Ernährung widerlegte sich durch die zahlreichen Restaurantbesuche, unter denen sich manche Lederbüßer, wie Kustern, befanden. Es blieb also nur bestehen der Verdacht grausamer Behandlung, insofern Monnier, der seine Schwester oft täglich in ihrer Stube aufsuchte und dort seine Zeitung las, doch leicht der Verwahrlosung, die ihm nicht entgehen konnte, hätte abhelfen können. Inzwischen: Erstens war Monnier durchaus kurzsichtig, er sah soviel wie nichts; zweitens ging ihm der Geruchssinn vollständig ab; der Wechselzopf Blanches verlor für ihn sein Grausen. Und ein früherer „Freund“ erzählte von einem Streich, den man ihm beim Essen ob seiner fehlenden Mithkraft gespielt; man setzte ihm etwas Unbefriedigendes vor; er schluckte es vergnügt herunter. Sofern also Gesicht und Geruch bei ihm in Betracht kamen, war er schuldlos; schuldlos aber war er auch in anderer Beziehung. Die Einsperrung Blanches hatte sich im Laufe der Zeit von selbst als notwendig herausgestellt; 16 Jahre alt wurde sie infolge einer unglücklichen Liebe wahnsinnig, spazierte nackt im Hause einher, stellte sich nackt ans Fenster, erging sich in schmutzigen Redemondungen: man schloß und verriegelte daher die Fensterläden und ließ zur Ebnut eine Wad in ihrem Zimmer schlafen. Ein Wechsel ihrer Bettwäsche war wegen gewisser häßlicher Gespinntheiten beschwerlich; sie selbst beauftragte ihn, war glücklich, wenn man sie in Ruhe ließ und barg ihren Kopf unter der Decke. Ihr eigener Bruder hat ihn in 10 Jahren nicht ein einziges Mal gesehen; und, wie es denn zu gehen pflegt, gewöhnte sich schließlich sogar die Wad an ihre Verwahrlosung, obwohl sie doch in demselben Zimmer schlief. Kurz und gut, der Hauptfehler lag darin, daß die Familie Monnier nicht gleich von Anfang an Blanche einer Irrenanstalt überantwortete, sondern sie aus falscher Scham zu Hause behielt. Inzwischen, auch in diesem Punkte kann der Familie die erbliche Belastung, die ihre Kraft beeinträchtigt, als Entschuldigung dienen. Der Großvater mütterlicherseits lebte 10 Jahre als Einsiedler; der Großvater väterlicherseits starb im Irrenhause; die Mutter Monnier war während 15 Jahre nicht aus dem Hause zu bringen; kein Wunder, wenn die Tochter frühzeitig verrückt wurde und der Sohn in seinen Sinneswahrnehmungen beeinträchtigt blieb und willenlos sich gehen ließ.

Trotz dieser Sachlage konnte sich der Richter doch nicht zur Freisprechung entschließen; er beantragte ein Strafmaß von 15 Monaten Gefängnis, im Anschluß an die Schlüsse des Untersuchungsrichters und die Beweisgründe des Staatsanwalts. Monnier hat gegen die Gefängnisstrafe sofort Berufung eingelegt. Blanche Monnier befindet sich unterdessen recht glücklich, soweit sie dies zu schätzen weiß, im Hospital.

Aus Westfalen und Nachbarländern.

× Pippstadt, 17. Okt. Ein kolossales Runfenglück hat Herr Karl Viktor von hier in diesem Jahre. Den „Patriot“ hat er bereits mit einer Redaktionsrunfeträbe im Gewicht von sage und schreibe 18 Pfund (!) beglückt. Der „Patriot“ vermutet, daß Herr Karl Viktor noch dickere Runfeln hat.

Castrop, 15. Okt. Heute nachmittag tagte im Gasthof Busch hierelbst unter Vorsitz des Herrn Amtmanns Barfels die Amtsversammlung des Amtes Castrop. Als einziger Gegenstand stand die Amtsteilung zur Tages-Ordnung. Es wurde in der Hauptsache den Beschläffen der Vertretungen der einzelnen Gemeinden zugestimmt, wonach Castrop, Obercastrop und Behringhausen zu einer Stadtgemeinde vereinigt werden, Holthausen, Börnig und Giefenberg-Edinghausen ein neues Amt, sowie Kangel, Hagibors, Frohlinde, Werlbinde und Bödinghausen ebenfalls ein Amt bilden sollen. Im Falle die Eingemeindung von Obercastrop und Behringhausen in die Bürgermeisterei Castrop nicht die höhere Genehmigung finden sollte, so wird Castrop allein aus dem Amtsverbande ausscheiden und die Verleihung der Städterechte nachsuchen. Die Gemeinden Obercastrop und Behringhausen würden dann mit den oben zuletzt genannten 5 Gemeinden zu einem Amte vereinigt werden.

Herne, 15. Okt. Die Stadt Herne hat der Bergwerks-Gesellschaft

mußte daher annehmen, daß ihm dieser Hang angeboren sei. Ah, wenn er doch etwas über seine Eltern erfahren hätte! Vielleicht waren sie keine Engländer gewesen, und es war fremdes Blut, das in seinen Adern floß.

Martin wußte nicht, daß sich seine Neigung zur Mathematik aus der seinen Vorfahren eigenen Anlage zum Sparen und Rechnen gebildet hatte, und doch war es so, denn eine zur zweiten Natur gewordene scharfe Berechnungsgabe dient zur Verschärfung des Verstandes und erzeugt die Vorliebe für logisches Denken.

Er beschloß, seinen Stiefvater nach seinen Eltern zu fragen.

„Wie kommst Du nur dazu, Dir den Kopf über solche Sachen zu zerbrechen?“ fuhr ihn dieser an. „Habe ich nicht Vaterstelle an Dir vertreten? Du thust besser, nicht so genau nach Deinen Eltern zu forschen.“

Martin war verlegt; er war kein Knabe mehr und sein Stiefvater hatte kein Recht, in solchem Tone mit ihm zu sprechen.

„Ich glaube nur, meine Eltern seien keine Engländer gewesen, und es hätte mich gefreut, genauere Kunde über sie zu erhalten,“ sagte er mit erzwungener Ruhe, obgleich es ihm schwer fiel, seine Bitterkeit zu verbergen. „Wenn Du aber nicht gern davon sprichst, wollen wirs lassen.“

Ueber Herrn Walkers Gesicht zog ein verräterisches Rot. Die Vorgänge, die sich vor zwanzig Jahren abgespielt hatten, standen mit peinlicher Genauigkeit vor ihm. Er sah im Geiste den kleinen holländischen Cigarrenladen, den er auf dem Wege zur Expedition täglich aufzusuchen pflegte, er sah die vorwurfsvollen Augen der hübschen jungen Frau, die er entführt hatte, und die ihr Vergehen gar bitter hatte büßen müssen.

Eine bange Furcht, daß Martin vielleicht etwas über die Vergangenheit gehört hatte, bemächtigte sich seiner, ihn, dessen Gewissen sich in der ganzen langen Zeit niemals geregt hatte.

Doch nein, das war ja nicht gut möglich, immerhin aber war Vorsicht geboten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Selbstbeurteilung des Herrn Grafen v. Hoensbroech.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht die „Kreuzzeitung“ heute abend folgendes Schreiben des Grafen Paul von Hoensbroech:

Gr. Lichterselde, den 13. Oktober 1901.
Drakestraße 79.

„An die Redaktion der „Kreuzzeitung“.
Ich werde Ihnen wirklich, nicht ironisch, dankbar sein, wenn Sie die Ehrlichkeit besitzen, diesen meinen Brief vollständig abzuheften. Ihre Bemerkungen über meine Person gelegentlich des Falles Spahn (die Kreuztg. hatte dem Grafen Vertrauensmißbrauch und Bruch des Redaktionsgeheimnisses vorgeworfen) geben mir die erwünschte Gelegenheit, vor Ihren eigenen Lesern meine seit Jahrzehnten feststehende Ansicht über Ihr Blatt auszusprechen.

Daß die Ansichten, die Ihr Blatt vertritt, nicht die meinigen sind, daß ich Ihre Ansichten vielfach sogar für sehr schädlich und in mehr als einer Beziehung für rückständig und für die Zeitverhältnisse gänzlich verhängnisvoll halte, werde ich Ihnen selbstverständlich nicht vor. Niemand kann aus seiner Haut, und wer sich seiner Haut ehrlich wehrt, kann trotz Rücksichtlosigkeit und Beschränktheit doch die moralische Achtung Anderer verdienen. Diese Achtung kann ich Ihrem Blatt aber nicht zollen, denn ich halte Ihr Blatt für eines der illigalen und unwahrhaftigsten Blätter der gesamten deutschen Presse, soweit ich ein Urteil über diese Presse habe. Ihre Kampfesweise ist fast durchweg eine unehrliche. Alles, was Ihnen nicht paßt, d. h. was geeignet wäre, Ihre Leser zu einem objektiven Urteil zu befähigen, unterdrücken Sie, und Ihren politischen wie religiösen Gegnern schieben Sie mit Vorliebe unanständige Beweggründe zu. Ihre Haltung ist um so verwirrender, weil Sie mit Ostentation das Christentum vertreten. Allein Ihr Christentum ist vom wahren Christentum so weit entfernt, wie die Unwahrheit von der Wahrheit, wie der Pharisäer vom Zöllner. Ein Mann, der Sie kannte, wie sein zweiter, dessen Urteil über Sie gütlichermaßen wiegt, hat Ihre Vergangenheit und Gegenwart gekennzeichnet: „Wenn ein Blatt, wie die Kreuzzeitung,“ so sagt Fürst Bischoff in öffentlicher Reichstags-Verhandlung vom 9. Februar 1876, „sich nicht entblödet, die schönlichsten und lächerlichsten Verleumdungen über hochgeachtete Männer in die Welt zu bringen, so ist das etwas, gegen das wir alle Front machen sollten. Von einem solchen Blatte muß man sich losagen. Jeder, der es hält und bezahlt, teilt sich an der Lüge und Verleumdung.“ Dieses Urteil hat Bischoff nie zurückgenommen, im Gegenteil, in seinem Vermächtnis an das deutsche Volk in seinen „Gedanken und Erinnerungen“, nennt er Ihr Blatt: „das Blatt, das unter dem christlichen Symbol des Kreuzes und mit dem Motto: „Mit Gott für König und Vaterland“, nur den Ehrgeiz und die gehässige Verbissenheit einzelner Redakteure vertritt;“ er spricht von Ihren „Verleumdungen“ und „Giftnistereien“ (II, 156). Dies Urteil deckt sich aufs Haar genau mit dem meinigen, und ich habe die Genugthuung, es schon vor Jahren ausgesprochen zu haben: im Jahr 1896 in den „Preussischen Jahrbüchern“ (Band 89, Heft 3) und im März 1898 Ihrem jetzigen Chefredakteur gegenüber in seiner eigenen Redaktionsstube.

Warum ich Ihnen das schreibe? Nicht um mein Inneres zu entlasten, obwohl mir auch das starke Befriedigung gewährt, sondern weil Ihr Blatt, aus ererbter und anezogener Gewohnheit, in den Kreisen des Standes, dem ich angehöre, und den ich innerhalb berechtigter Grenzen hochschätze und liebe, leider zur täglichen und vielfach einzigen Nahrung gehört, weil viele vortreffliche Menschen dieses Standes, besonders die heranwachsenden Söhne und Töchter, durch Ihr Blatt systematisch in der Unwahrheit festgehalten werden, und weil ich weiß, daß mein Wort bei vielen Ihrer Leser noch etwas gilt, und ich so die Hoffnung hegen kann, daß Ihr Blatt in diesen Kreisen einen ererbten, festen Besitzstand hat, liegt seine Schuld, indem es dies ererbte und anezogene Vertrauen täuscht. Auch ich habe lange an Ihre Ehrlichkeit und an Ihr Christentum geglaubt, bis ich durch genaue Prüfung zur Erkenntnis des Gegenteils kam.

Was Ihre Bornüre gegen mich gelegentlich des Falles Spahn betrifft, als ob ich gewohnheitsmäßig das in mich gesetzte Vertrauen mißbrauchte, so bin ich in den Augen aller derer, die mich kennen, und in den Augen aller derer, die mir in den wichtigsten und persönlichen Angelegenheiten fort und fort ihr Vertrauen schenken, durch den Schmutz dieser Annahme nicht getroffen. Der, der diesen Gassenlot aufgehoben und geschleudert hat, hat nur sich selbst beschmutzt.

Graf v. Hoensbroech.
P. S. Da ich aus früherer Erfahrung mit Ihrem Blatt Grund habe, den Appell an Ihre Ehrlichkeit wegen Abdruckes dieser Zeilen auch noch durch ein anderes Motiv zu veranlassen, so bemerke ich, daß, falls Sie diesen Brief, mit dieser Nachschrift, nicht vollständig abdrucken, ich ihn in einer anderen Zeitung veröffentlicht werden.

Dazu bemerkt die Redaktion der „Kreuzzeitung“ in einer Nachschrift: „Nicht aus Furcht vor der letzten Drohung des Herrn Grafen, sondern weil uns dies Schreiben jeder weiteren Charakterisierung seiner Person enthebt, drucken wir es sofort nach Empfang ab.“ Das genügt!

III Skizzen über Neu-Pommern.

Von P. Aug. Erdland, Missionar vom h. Herzen Jesu.
(3. Fortsetzung.)

Die Vielweiberei ist nicht selten, regelmäßig jedoch bei den Häuptlingen. Das Ansehen der Häuptlinge wächst mit der Zahl ihrer Weiber, da die Weiberzahl auf den Besitz beträchtlicher Reichthümer zu schließen erlaubt. Nicht aus rein sinnlichen Gründen erwirbt der Kanake sich mehrere Frauen, sondern um mehr Arbeiterinnen in seine Pflanzungen schicken zu können. „Je mehr Frauen, desto mehr Gemüse kann angebaut und zum Markte transportiert werden.“ Greift der Missionar also diesen wichtigen Punkt an, so richtet er sich gegen das Vermögen und die Erwerbsfähigkeit der Wilden. Hieraus leuchtet jedem bereits ein, daß die Frau eine untergeordnete Stellung einnimmt und alle schweren Arbeiten verrichten muß. Die Kräfte der dortigen Frauen sind aber auch staunenverregende. Ja, geradezu verblüfft ist der Europäer, welcher zum erstenmal die riesigen Quantitäten Taroß sieht, die eine einzige Frau, außer dem Körbe mit Betel und gekochten Taroß und den 3—4 Bambusrohren, um Gewässer zu schöpfen, zum Marktplatz schleppt, zudem ruht ihr der jüngste Sprößling in den Armen, oder es liegen noch durch die Früchte vom Stoppel der Kasten zwei furchtsame Kinderwagen.

Der Kindersegen ist in den verschiedenen Gegenden und einzelnen Familien sehr verschieden. Abgesehen von der Vielweiberei, läßt sich z. B. im St. Otto, bei Berechnung der Geburten und Sterbefälle, die Durchschnittszahl von 1 Kinde auf eine Frau feststellen. In Namale, wo das Verhältnis am besten ist, fallen auf 29 Frauen etwa 89 Kinder. Jedoch gehen vielleicht viele Kinder, wegen Mangel an Pflege und Tötung der Krüppeligen, in den ersten Lebensjahren zugrunde. Viele Familien sind selbst kinderlos, so daß die Bevölkerung, wenn nicht bald Umschwung zum Besseren eintritt, abnehmen und allmählich verschwinden muß. Zum Glück macht sich bereits der Segen des Christentums fühlbar, und ein gewisser Wohlstand beginnt das frühere Elend zu ersetzen. Ehedem raubten fortwährende Kriege manche Männer und Jünglinge und begünstigten die Entführung der Frauen. Die Aufseher im Vaininger Gebiete zählen allerdings Familien, in welchen 4—6, ja bisweilen 10—12 Kinder leben. Solche wirklich gesegnete Familien treten kinderlosen Eheleuten gern einen Sprößling ab und bekümmern sich fürderhin nicht mehr um denselben.

Die Kindererziehung fällt seltsamerweise nicht den Eltern, sondern wiederum dem Onkel mütterlicherseits zu. Die Eltern besitzen kaum ein Recht über ihre Kinder. Sie strafen darf nur dann und wann der Onkel, niemals der Vater. Da die Kinder somit mehr bei der Sippe als unter dem häuslichen Dache weilen, kann von wahrer Liebe keine Rede sein. Die zarten Bande, welche die einzelnen Glieder innig vereinigen sollen, existieren kaum, so daß selbst den zum Unterricht gehenden Kindern die Pflicht der christlichen Eltern- und Nächstenliebe nur schwerlich eingeimpft werden kann. Die Erziehung der Knaben schließt nichts anderes ein, als Unterricht im Klettern und Reiten, Pfeil- und Bogenschießen, Lanzenwerfen und Steinschleudern. Auf Sittenverderbnis wird nicht geachtet. In zügellosem Materialismus leben die Knaben dahin, werden frühzeitig vertraut mit den widernatürlichen Begriffen und kümmern sich wenig um edlere Wünsche. Fürwahr, es erscheint eine mehr als gewöhnliche Festigkeit, um diesen Strom von Lastern einzudämmen und alle verkehrten Neigungen umzugestalten. Wieviele Kinder fristen ein ärmliches Dasein, ohne Familie, ohne Stütze, dem Elende und Verderben preisgegeben! Nur durch gänzliche Trennung von den anderen Eingeborenen und vollständige Untermäßigkeit unter den Glaubensboten wird es gelingen, den Kindern christliche Erziehung angeheben zu lassen. Das geschieht auch bereits in unseren Waisenhäusern, worin sie nach katholischen Grundsätzen erzogen werden, um später als Grundlage eines neuen, durch das Christentum wiedergeborenen Volkes und als Mittelpunkt christlichen Lebens inmitten der heidnischen Bevölkerung zu dienen. Besonderen Schutz finden dann auch die verlassenen und verstoßenen Kinder, die nur zu oft, zu Sklaven gemacht, zu Feldarbeitern und zu häuslichen Verrichtungen verwendet, den Weibern des Besitzers beigegeben werden. Ein Familienleben kennen die Eingeborenen nicht. Gebieterisch befiehlt der Mann seinem Weibe, in den Pflanzungen das Unkraut zu jäten, dessen Wurzeln meterief im Boden wuchern, Gegenstände und Früchte zu schleppen, mit einem Worte, alle schweren Arbeiten zu verrichten. Die Frau ist eben eine Warte, ein nupbringendes Haustier. Da die Ehe nach kanakischen Begriffen nicht unzertrennlich ist, so können die Gatten sich scheiden, wofür nur die Kaufsumme zurückzuerstatten wird. So verstoßen manchmal boshafte Individuen Frau und Kinder und erwählen eine andere, die ihnen an Verlogenheit und Schlechtigkeit ebenbürtig zur Seite stehen kann.

Doch mögen die Familienverhältnisse auch zerrüttet erscheinen, kein Unbefugter darf in die Familie eindringen, geschweige denn auf lafterhaftem Wege die ehelichen Bande entehren; ein derartiges Vergehen wird mit dem Tode des Verwunders geahndet und zieht, der lieben Nachbarn weiten Spielraum lassend, meistens Krieg nach sich (kamara, Frauenkrieg). Hat ein Jüngling sich an einer verheirateten Frau vergreifen, so schickt der Mann die Unglückliche in die Heimat zurück, ruft Eltern und Freunde zusammen und läßt den Onkel solange mit den Dinarraschlägen für das Vergehen haften, bis der Unselbige gefangen genommen ist. Entgeht er seinen Verfolgern, so müssen die Verwandten des Schuldigen Ersatz leisten. Oftmals genügt die Verdächtige die Schläge eines Weibes, um ohne vorherige Nachforschung den Krieg anzufachen. Als eines Tages ein verächtliches Weib den Reffen des berühmten Häuptlings Talele anlagte, streckte derselbe mit eigener Hand den Angeklagten nieder. Unter solchen Umständen drängt sich den Jünglingen die Klugheitsregel auf, Versammlungen fernzubleiben, bei denen Frauen gegenwärtig sind oder sich doch nicht mit ihnen zu unterhalten. Diese Klugheit besteht noch heute, angenommen dort, wo die Wesenauer ihre Lehren verbreitet haben.

Gegenüber der pflichtgemäßen Beobachtung des Naturgesetzes treten auch leider Erscheinungen eines äußerst gelockerten Ehebandes auf. Bei den Kanakenteilen beispielsweise, wo alle Männer ohne Kleider einherwandeln und die Frauen kaum mit dem Allernotwendigsten bedeckt sind, herrscht die Polygamie ganz allgemein. Die Frauen werden hier nicht in den Kinderjahren, sondern nach erlangter Pubertät angekauft. Wertwirdig ist der Trauungsakt. Nach dem Hochzeitsmahle wird zwischen den Eheleuten und deren Verwandten ein Feuer angezündet. Die Braut erhebt sich, nimmt Lanzen und beginnt über die Flammen hin einen Scheingriff auf ihren zukünftigen Mann, welcher unbewaffnet sich alle Mühe giebt, den Geschossen der Angreiferin durch gewandte Seitensprünge auszuweichen. Ist der Kampf, der selbstverständlich wie mit Schimpf und Schande für den Bräutigam endet, vorüber, so eilt die Kämpferin zum jungen Manne, faßt ihn beim Arme und spricht: „Mein Mann ist ein Held.“ Die Ehe ist geschlossen. Daß aber die ehelichen Verhältnisse auf schwankendem Fuße ruhen, zeigt der Umstand, daß Männer ihre Frauen den Fremden anbieten. Das Zusammenleben von 5—6 Familien unter einem Dache kann der Unfittlichkeit nur fördernd dienen. Auch die Tänze, welche meistens zu nächtlicher Stunde von beiden Geschlechtern zugleich aufgeführt werden, begünstigen im hohen Grade die Unkeuschheit. Je, die widernatürlichen Laster, wie Bestialität, die weder bei ihren Stammesgenossen auf Neu-Guinea noch bei den Gallebewohnern bekannt sind, geschehen am hellen Tage ohne jedwede Scham. Eheliche Gemeinschaft wird unter Blutsverwandten gepflogen und soll sogar unter Geschwistern erlaubt und in Gebrauch sein.

Bei solchen Zuständen ist es als ein Segen zu betrachten, daß sich bereits vor dem Jahre 1895 20 Waisenhäuser mit katholischen Verehrlichen, die sich seither in Ausübung der religiösen Pflichten beharrlich zeigen und mit gutem Beispiele voranschreiten. Die besten Früchte erwarten wir jedoch von jenen Ehen, welche zwischen den in unseren Waisenhäusern erzogenen Knaben und Mädchen eingegangen werden. Am 5. Okt. 1895 fand die erste derartige Trauung statt, und seit der Zeit mehrten sich die glücklichen Ehen. Allen Jünglingen, die bis zu ihrer Volljährigkeit in den Anstalten verweilen, schenkt die Mission, unter dem beträchtlichen Kostenaufwande von 3—400 Mark, am Hochzeitstage ein Hauslein aus australischem Eichenholz nebst Zinobach, sowie eine junge Kuh, die unerlässlichen Haus- und Ackergeräte und einige Schneidwerkzeuge. Gerade hierin ruht eine mächtige Anziehungskraft, ein Grund für die Beharrlichkeit der Waisenkinder, das sicherste Mittel, sie dem Elende ihrer armen Landsleute zu entreißen, ihnen beim Eintritt an dem Juwelat die Existenz zu sichern und sie nach und nach zur christlichen Zivilisation emporzuführen. Freudigen Herzens gespendete Almosen zeitigen solche goldene Früchte!

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Regbz. Minden.

Lippspringe, 14. Okt. Die hier gebauten Heilstätten gehen ihrer Vollendung entgegen. Ihre innere Einrichtung wird bald vollständig fertig gestellt sein. Die feierliche Eröffnung beider Häuser ist auf den 6. November festgesetzt. Wie der ganze Plan und die innere Einrichtung derselben großartig gehalten ist, so wird auch die Eröffnung sich besonders feierlich gestalten. Ob die Kaiserin persönlich erscheinen wird, ist noch fraglich, aber nicht ausgeschlossen. Ihrer Majestät sind nämlich beide Heilstätten zugeeignet, und sie sind nach ihr benannt. Auch ist es bekannt, welche großes Interesse die Kaiserin der Errichtung von Lungenheilstätten entgegengebracht hat, und daß sie die Anregung zum Bau solcher Anstalten in weite Kreise gebracht hat. Bestimmt werden zur Einweihung erscheinen: der hochw. Herr Bischof von Paderborn, der Herr Oberpräsident von Westfalen, der Herr Regierungspräsident von Minden und viele andere hochgeachtete Persönlichkeiten. Eine Musikkapelle wird den feierlichen Akt verherrlichen helfen und ein Festessen die Feier beschließen. (Westf. Bl.)

Aus dem Regbz. Münster.

Galtorn, 14. Oktober. Ein seltenes Schauspiel ist für unser so romantisch an der Lippe und Stever liegendes Städtchen aalenentlich

der diesjährigen Ausgrabungen am Römerkastell Aliso geschaffen worden. Der Leiter dieser Arbeiten, Oberleutnant a. D. Otto Dahm-Berlin, hat, wie die „M.-B. Ztg.“ berichtet, 20 Meter der Alisofestung in geschichtlicher Treue wieder aufbauen lassen, indem er die doppelten Spitzgräben ausheben, dann den Verteidigungswall anschütten und mit einer Pallisadenreihe versehen ließ. Diese Rekonstruktion, die in etwa 10 Minuten von der Stadt aus zu erreichen ist, lockt täglich viele Fremde an, die von dem Plage nebenbei eine herrliche Fernsicht auf die Harde, die Borkenberge und die Hohe Mark nebst dem anmutig gelegenen nahen Annaberg genießen können.

Aus Westfalen und Nachbarländern.

Dortmund, 15. Oktober. Der Direktor der „Union“, Herr Frh Schermund, ist gestern abend in der Berliner Straße in Charlottenburg so unglücklich von einem Straßenbahnwagen gestürzt, daß er schwere Kopfverletzungen erlitt und mit dem Krankenwagen nach dem dortigen Krankenhaus gebracht werden mußte. Wie der Tremonia mitgeteilt wird, versuchte Herr Schermund vom Wagen abzuspringen, bevor dieser hielt.

Höfen, 14. Okt. Gemeine Tierquälerei. Ueber einen kaum glaublichen Vorgang, der sich hier am 9. d. M. zutrug, wird von Augenzeugen berichtet: In dem R. fchen Garten befand sich ein Hund. Aus dem Fenster der R. fchen Schlosserei wurde mit einer sog. Vogelstunte geschossen. Als einige Schüsse auf das Tier abgegeben waren, die es anscheinend in die Läufer getroffen hatten, legte sich der Hund in eine Ecke des abgeputzten Gartens. Nach kurzer Zeit erschien ein Herr in einem Fenster und schloß in ungefähr 5 Meter Entfernung aus einem Revolver auf das Tier, welches ruhig sitzen blieb und den Herrn beobachtete. Der arme Hund empfand auch jetzt noch nicht den tödlichen Schuß. Nunmehr erschien Herr B., ein Nachbar des ersten, stellte sich nahe an den Hund und schloß ebenfalls aus einem Revolver auf ihn. Das verwundete Tier stand nunmehr auf und ging hinter den Herrn B. her. Jetzt forderte ein Polizeibeamter den Herrn auf, das Tier völlig zu töten, widrigenfalls Anzeige erfolge; der Herr gab dem Hunde einen Fußtritt und entfernte sich. Einige Minuten später kam ein Lehrling des Herrn A. mit einem Schlaginstrument und gab dem gequälten Tier einige Giebe auf den Kopf. Ob der Lehrling glaubte, das Tier getötet zu haben, kurz, er entfernte sich. Der Hund aber wälzte sich vor Schmerzen hin und her und begann aufs neue zu heulen. Nunmehr wurden, nach dreiviertelstündiger Zeit, die Leute in der Schlosserei aufgefordert, das Tier doch endlich zu töten, was denn auch durch einen Lehrling geschah. Dies ist die nackte Darstellung des Vorganges, dem wir nichts hinzuzufügen haben, da er für sich selbst spricht. Die Sache ist zur Anzeige gebracht und wird daher noch ein Nachspiel haben. Das Schicksal zwischen den nahe zusammenliegenden Häusern dürfte auch noch einer Prüfung unterzogen werden.

Vermischtes.

— Aöstin, 14. Okt. Vor dem hiesigen Schwurgericht wurde der 19 Jahre alte Knecht Emil Döring wegen Ermordung seines eigenen Großvaters, des 80jährigen Hinters Schiff, zum Tode verurteilt. Döring wußte, daß sich der Greis 100 Mark im Laufe der Jahre erspart hatte. Am 25. August begab er sich mit einer Wäsche auf das Feld, wo der alte Mann Schafe hütete, und gab auf ihn zwei Schüsse ab, die den sofortigen Tod zur Folge hatten. Das Geld fand er indeß nicht, der Greis hatte es in seine Kleider eingenäht. Nach der That ging der Mörder auf das Kriegerfest und tanzte dort bis zum Morgen.

— Zeit dem letzten Mal. Aus Würzburg schreibt der „Frk. Ztg.“ ein Leser: Ein niedliches Geschichtchen passierte anlässlich der bayerischen Herbstmanöver in einem unterfränkischen Dorfe. Hoher Besuch war angelagt: der Brigadefeldmarschall, Prinz Rupprecht von Bayern, wollte im dortigen Schlosse Quartier nehmen. Und er kam. Die Spitzen der Marktgemeinde, Lehrer, die blauweißbesetzte Schuljugend und alle Vereine mit ihren Fahnen empfingen die Hohheit am Thor; unter den Vereinen auch die Feuerwehr. Der Prinz sprach eine Reihe von Personen an, darunter auch den „Vizekommandanten“ der Feuerwehr.

— Wird Ihre Thätigkeit öfter in Anspruch genommen? fragt Prinz Rupprecht im Laufe der Unterhaltung.

Der Vize wüßte sich die Schweißperlen von der roten Stirn und schweigt verlegen. Er ist nämlich nebenbei Nachtwächter und weiß offenbar nicht, an welche von beiden Thätigkeiten der Prinz denkt.

„Nun . . . ich meine, brennt es öfter bei Euch?“ bemerkt der Prinz erklärend.

Da gleitet ein stolzes Lächeln über das breite Gesicht des Kommandanten und prompt erfolgt die Antwort:

„Eidder dem leysten Mol kenne mer net llege — net woher, Frieber?“

— Des Kaisers Augen. Wir lesen in einem „nationalen“ Blatte: „In stillen Abendstunden in der Kinderstube fräuschte ich unsere Reiseerinnerungen auf und fragte die Kinder, ob sie sich auch noch des strahlenden Blickes unseres Kaisers erinnerten. Der siebenjährige Erich rief da begeistert: „Ich weiß, warum der Kaiser so strahlende Augen hat; weil er damit über ganz Deutschland schauen muß.“ Angesichts dieser Begeisterung, die ein Wandervogel bei den Kleinen erweckt hatte, dachte ich: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein.“ — Ja, ja, es giebt doch noch Kinder, selbst unter Kriegsjahren, das dachten wir, als wir vorsehende „patriotische“ Geschichte lasen.

— Durch ein Feuer, das zu Brüssel im Hotel Continental an der Place de Brouckere entbrach, vermutlich in Folge eines Fehlers an dem elektrischen Apparat für ein auf dem Hause befestigtes leuchtendes Reflektorschild, wurde das Obergeschoß zerstört. Dabei stürzte eine große Leiter, welche vor der Front des Hauses aufgerichtet war, um, als sich mehrere Feuerwehrleute auf ihr befanden. Zwei der letzteren wurden verletzt, davon einer schwer. Der Andrang der Menschenmenge bei dem Brande war so gewaltig, daß die absperrenden Feuerwehrmannschaften die Place de Brouckere mit Gewalt räumen und Polizei und Militär blank ziehen mußten. Letzteres wurde mit Pfeifen und Sirenen empfangen. Dem „Petit Bleu“ zufolge waren die Soldaten genötigt, viermal vorzugehen. Gerüchweise verlautet, daß zahlreiche Vermundungen vorgekommen und verschiedene Personen durch Auffälligkeit von Pferden verletzt seien. Die Menge sang die Marschlieder und die Carmagnole. Darauf wurde die Place de Brouckere durch Schranken abgesperrt und der Menge angedroht, man werde mit der Feuerpistole gegen sie vorgehen. Schließlich wurde der Platz militärisch besetzt.

Der Ruf.

Symbius . . . der berechnende Ruf
Fiskus . . . der gierige Ruf
Cirkus . . . der ritterliche Ruf
Musik . . . der schallende Ruf
Fokus Fokus . . . der Zauber-Ruf
Kritikus . . . der gefährdete Ruf
Praktikus . . . der Verlobungs-Ruf
Kanonikus . . . der geistliche Ruf
Piffikus . . . der chinesische Ruf
Schwachmatikus . . . der serbische Ruf
Krokus . . . der duftende Ruf
Fokus . . . der närrische Ruf
Fiskus . . . der zugeworfene Ruf
Mathematikus . . . der schwierige Ruf
Martus . . . der biblische Ruf
Medikus . . . der tödliche Ruf
Der wirkliche Ruf — Ein Hochgeuß (?) (Mit.)

S. L. Moosberg, Lippstadt, Langestr. 42.

Die Neuheiten in Damen-Konfektion sind eingetroffen.

Wundervolle schwarze **Kragen** in Plüsch, Krimmer, Astrachan und Wolle.
Grossartige Auswahl in schwarzen und farbigen **Jaquettes** und langen **Paletots**.
Golf-Capes, Abendmäntel, Blousen, Costume-Röcke.
Grossartige Auswahl in **Rüschen-Boas** und **Pelz-Boas**, **Kragen** und **Muffs**.
Kindermäntel und **Jäckchen**.

Herren-Garderobe

zu unerreicht billigen Preisen.

Kragen-Anzüge
vom einfachsten
bis zum elegantesten Genre.

Joppen-Anzüge, elegant verarbeitet, 9, 13, 15, 20, 29 Mk.
Rock-Anzüge, chice Façons, 21, 25, 29, 33, 44 Mk.
Gehrock-Anzüge, kolossale Auswahl, 30, 34, 39, 41, 48 Mk.
Winter-Ueberzieher, in hochfeiner Ausführung, 11, 14, 18, 23, 32 Mk.
Jagdjoppen, **Lodenjoppen**, einzelne **Hosen** in allen Grössen sehr billig, gute dauerhafte Qualitäten.

Burschen-Anzüge
Grössen in allen
Preislagen.

Ich bin bei dem Amtsgericht und Landgerichte in Bielefeld als **Rechtsanwalt** zugelassen.

Mein Bureau befindet sich in Bielefeld, Marktstr. 2, I. Etage.

Homborg, Rechtsanwalt.

Ich habe mich hier als **Arzt** niedergelassen.

Wohnung: Herforderstr. 84.
Sprechstunden: Vorm. 8-10.
Nachm. 2-4.

Dr. med. F. Brandis, prakt. Arzt, Bielefeld.

Gold-Kreuze unter Glas-Kuppeln von Mk. 4.50 an.
Weihkessel von 40 Pfg. an empfiehlt
Rudolf Veitman, Warendorf.

Täglich frische **Wellenbutter, Eier und Holländer Käse** zu haben bei
W. Saatenberg, Bedum.

Kaufe frische Eier zu höchsten Preisen.
Heinr. König, Beckum, Bergstraße.

Haarlemmer Blumenzwiebeln, wie Hiacinthen, Tulpen, Crocus, Scilla etc. empfiehlt in schöner Ware
Aug. Stammes, Gärtner, Delde.

Gratis und frei
Illustr. Preisliste.
Beliebte Brasil 100 St. Mk. 3.70
500 " 15.—
Geschenk f. Raucher:
4 divers. ff. Sorten à 25 Stück
100 St. Mk. 4.70
500 " 20.—
Sortiment No. 43 10x10 Sorten
100 St. Mk. 4.40
500 " 18.50
100 St. Mk. 5.50
Echt Pastorenblätter-Rauchtabak für lange, mittel u. kurze Pfeifen 10 Pfd. Mk. 5.—
Alles frei Nachnahme.
Garantie: Zurücknahme.
W. Harrsen Tabakfabrik Husum Schlesw. Holstein.

Das Gefinderecht oder die Rechtsverhältnisse zwischen Herrschaft und Gefinde nach der Gefinde-Ordnung unter Berücksichtigung der Abänderungen durch das Bürgerl. Gesetzbuch. Mit dem Gefindestext der Gefindeordnung. Von Dr. F. König. Preis 50 Pfg., Porto 5 Pfg. extra.
E. Holterdorf, Buchhandlg., Bielefeld und Delde.

Verding.

Die Tischlerarbeiten zur Herstellung der Fenster, Türen und Treppen

im Neubau des hiesigen Kreispartei-Gebäudes sollen im Wege der Submission vergeben werden. Offerten sind bis Freitag, den 18. d. Mts., vormittags 11 Uhr, an das Landratsamt hierher einzureichen.

Die Öffnung der Offerten findet daselbst am genannten Tage nachmittags 3 Uhr statt.

Die Verdingungs-Unterlagen sind auf meinem Bureau vormittags von 10 bis 12 Uhr einzusehen.

Warendorf, den 9. Oktbr. 1901.

Neubaus, Kreisbaumeister.

Die weltbekannte **Bettfedern-Fabrik** Gustav Lufft, Berlin S., Reichenstrasse 46, verleiht gegen Nachnahme garant. neue Bettfedern d. Vfd. 15 St. eineinhalb Gulden an d. Vfd. 1.25, bessere Halbdaunen d. Vfd. 1.75, vorzügliche Daunen d. Vfd. 2.25. Von d. d. Daunen genügt 3-4 Vfd. 1. groß. Oberbett. Bsp. f. Preisl. u. Prob. oral. Viele Anerkennungsbriefe.

Wie führe ich meine Prozesse beim Amtsgericht, Schöffengericht u. Gewerbegericht? Gemeinverständliche Darstellung nebst Mustern für Parteischristen. Von Rechtsanwalt Filitz. Preis 1 Mk., Porto 10 Pfg. extra. Vorz. bei

E. Holterdorf, Buchhandlg., Bielefeld und Delde.

Chic!!

ist jede Dame mit einem zarten, reinen Gesicht, rosigen, jugendlichen Aussehen, reiner, sammetweicher Haut und blendend schönem Teint. Alles dies erzeugt:

Kadebener Lilienmilchseife von Bergmann & Co., Kadebener-Druckerei, Schumacherstr. 2, Berlin. Preis 50 Pfg. bei: Apoth. Speith in Oelde. Hopmann in Ahlen. Th. Samson in Beckum. Jos. Wessel in Herzfeld. F. A. Braun in Rheda. H. J. Bunne in Warendorf. Fr. Seiber, Wiedenbrück.

Gesucht für sofort eine **durchaus tüchtige ältere Köchin**. Off. u. Z. D. 6448 an A. Rolef, Ann.-Exp., Münster i/W.

Ein junges, katholisches **Mädchen** von 14-15 Jahren zur Anleitung in Küche und Hausarbeit kann sofort Stellung finden im **Hôtel Schmitz, Neubeckum**. Lohn nach Uebereinkunft.

Ein ordentl. Junge von 14-15 Jahren als **Hausdiener** in ein Hotel sofort gesucht. Zu erfragen in der Exped.

Suche zu sofort oder zum 1. November wegen Abgang vom Militär Stelle als **Fuhr- oder Adertnecht**. Auskunft erteilt d. Exp. d. Ztg.

Auf sofort oder zum 1. April 1902 ein ordentl. **fatol.**

Junge von 14 Jahren für leichte Haus- und Feldarbeit gesucht. Von wem, zu erfr. in der Exped. d. Z.

Ein zuverlässiger **Schäfer** oder ein junger Mann, der die Schäfererei erlernen will, gesucht von Landwirt H. Post, Aipl. Bedum.

Wer eine Stelle sucht als Dienstmädchen, Haushälterin, Gehilfin, Knecht, Verwalter, Grubenarbeiter, Fabrikarbeiter, Geselle u. f. w., u. f. w., annouciert am besten in dieser Zeitung; er erhält dann in der Regel Angebote in großer Auswahl. Nach 3maliger Aufnahme erfolgt die vierte kostenlos.

Viehmarkt.

Zu verkaufen: Ein guter **Stettenhund** bei Th. Dieckmann, Delde, Warendorfstrasse 416.

Ein schwarzbuntes, hochtragendes **Kind** (links auf dem Blatt 2 kleine weiße Flecken) ist von Sengbrock II entlaufen oder irrthümlich weggeholt. Gegen Belohnung abzugeben an **Josef Bottmann**, Lindenstraße, Bedum.

Ennigerloh. Ennigerloh. Jgn. Otto, Buchbinderei, Ennigerloh.
Anzeigen-Annahmestelle für die „Stimme“.

Rechnungs-Formulare stets vorrätig bei **E. Holterdorf, Bielefeld und Delde.**

Standesamts-Nachrichten. Westermöhe.

Für die Monate Juli, August und September 1901.

Geburten: Feuerling Franz Schäfer 1 Z. Kolon Konrad Mertensotto 1 Z. Kolon Heinrich Weder gnt. Jfenbort 1 S. Kolon und Kaufmann Franz Schläter 1 Z. Feuerling Stefan Dumann 1 S. Feuerling Kaspar Wallenstein 1 Z. Köter Hermann Westhoff 1 S. Köter Johann Anton Dietotto 1 Z. Feuerling Gerh. Bohmeier 1 Z. Kolon Bernard Lanvermeier 1 S. Kolon Bern. Reintemeier 1 S. Köter Franz Jürgenbake gnt. Wertensotto 2 S. (Zwillinge). Haushälter Heinrich Kollenberg 2 Z. (Zwillinge). Pächter Johann Heinrich Pollläfer 1 S. Kolon Josef Doppmeier 1 S. und 1 Z. (Zwillinge). Kolon Kaspar Holtkamp 1 S. Kolon Wenzeslaus Meier-Frankensfeld 1 Z. Kolon Johann Heinrich Penzenherm 1 S. Feuerling Theodor Reintemeier 1 S.

Heiraten: Tischler Johann Heinrich Lesfeld gnt. Schnittler und Maria Kollenberg, beide aus Westermöhe.

Sterbefälle: Ehefrau Elisabeth Schäfer geb. Vollmerscord 38 J.

Varenfell. Für den Monat September 1901.

Geburten: Feuerling Johann Heinrich Westerschlink 1 S. Tage Wöhner Johann Pauli 2 Z. (Zwillinge).

Angebote: Feuerling Johann Theodor Steinkamp und gewerbliche Katharina Westerschlink, beide in Varenfell. Köter Theob. Aug. Schmeier zu Varenfell und Haushälterin Maria Anna Schwiensheer zu Rüdert.

Sterbefälle: Josef Panred 4 Mon. Witwer Johann Gerhard Bauleithoff 85 J. 9 Mon. 22 Tage. Witwer Wiesenbauer Konrad Westerschlink 74 J. 18 Tage.

Herzebrock. Für den Monat September 1901.

Geburten: Maurer Friedr. Stroijohann zu Brod 1 Z. Maurer Theodor Guster zu Heerde 1 Z. Aderer Heinrich Bedheirich zu Heerdebrock 1 Z. Schuhmacher Theodor Schöne zu Glarholz 1 Z. Schneidermeister Bernard Leme zu Heerdebrock 1 S. Bäcker Heinrich Wiedenlabbert zu Quenhorn 1 Z. Aderer Heinrich Bröckelmann zu Glarholz Zwillinge. Schuhmacher Heinrich Wafemann daselbst 1 Z. Aderer Bernard Ridel zu Heerde 1 S.

Heiraten: Aderer Hermann Josef Topp und gewerbliche Anna Elisabeth Benhanewinkel, beide zu Heerde. Schneider Wilhelm Tarp zu Brod und gewerbliche Anna Elisabeth Kleinheirich zu Groppe.

Sterbefälle: Ehefrau Gertrud Bernholt geb. Bedheirich gnt. Grobeburzel zu Heerdebrock 35 J. 5 Mon. Kind Katharina Scharpenberg zu Glarholz 7 Mon. Wirtsohn Wilhelm Guster zu Heerdebrock 15 1/4 J. Kind Maria Theresia Gladitz zu Glarholz 3 Mon. Aderer Kaspar Grombiller zu Heerde 82 J. Aderer Josef Rolf zu Heerde 79 J. 5 Mon.

so zerstreut fragen mochte. „Mein l'üttes Gott! net das Glas! den Michel! Der Michel ist vor dem Einnehmen von vier starken Knechten ordentlich verschüttelt worden, aber schon nach dem zweiten Mal ist er gestorben.“ — „Ah so, gestorben!“ sagte der Doktor Schröpfer, „Hansjörg, das war diesmal g'fählt. Die Arznei, nicht den Michel hätte man vorher schütteln sollen. Thut aber jetzt nichts mehr. Sterben hätt' der Michel ja doch müssen.“ Der Hansjörg und die Räther machten lange Gesichter, trösteten sich jedoch bald damit, daß der Michel ja doch einmal hätte sterben müssen.

Allerlei.

— **Aus dem Häuschen.** Wenn jemand übermütig lustig ist, so sagt man: „Er kommt aus dem Häuschen“ — aber warum? In früheren Jahrhunderten war in den Ländern am Rhein das „Narrenhäuschen“ ein vergitterter Ort unter der Treppe des Rathauses, wo man für kleine Vergehen auf ein paar Stunden eingesperrt wurde und dem Gespötte der Vorübergehenden ausgesetzt war. So heißt es z. B. in der Nassauischen Kirchenordnung von 1618 in dem Kapitel über die Hochzeiten: „Kommen aber solche, die nicht eingeladen sind, zum Tanzen, so soll man sie ergreifen und in das Narrenhäuschen sperren.“ Wer von dieser Unannehmlichkeit dann wieder befreit wurde und aus dem (Narren-)Häuschen kam, war natürlich lustig und fidel, und so hat sich die Redensart bis heute erhalten, in Straßburg sogar dialektisch, denn man sagt dort: „u'n Dösel komme.“

— **Ein barbarischer Hof in Berlin.** Die Prinzessin Wilhelmine, die Schwester Friedrichs des Großen, giebt in ihren Memoiren eine überaus interessante Schilderung von dem zweiten Besuch, den Peter der Große mit seiner Gemahlin, der Kaiserin Katharina, und ihrem Hofstaat in Berlin gemacht hat. Die Herrschaften flogen in dem Lusthause der Königin, das noch heute unter dem Namen Monbijou existiert, ab. Um den Unordnungen vorzubeugen, die die Russen überall sich hatten zu Schulden kommen lassen, ließ die Königin die kostbaren Möbel aus dem Lusthause entfernen und alles, was irgend zerbrechlich war, fortzuschaffen. Der Zar, seine Gemahlin und ihr Hof wurden vom Königspaare am Ufer der Spree empfangen. Der Zar reichete dem Könige die Hand und näherte sich dann der Königin, um sie zu umarmen. Die Königin wehrte ihn aber ab. Die Zarin küßte der Königin darauf mehrere Male die Hand und stellte ihr 400 sogenannte Damen vor, die in ihrem Gefolge waren. Größtenteils waren es Dienstmädchen, die die Königin gar nicht begrüßen wollte. Als das Zarenpaar im Schlosse Besuch machte, nahm Peter die damals noch sehr jugendliche Prinzessin Friederike Wilhelmine auf den Arm und küßte sie so gewaltsam, daß er ihr das ganze Gesicht aufrieb. Die Prinzessin verfehte ihm mehrere Ohrfeigen und sagte ihm, daß sie diese Vertraulichkeiten nicht wolle. Die Zarin sah sehr ordinär aus, man hätte sie nach ihrem Aufputze für eine Komödiantin halten können. Ihr Kleid war ganz altmodisch und mit Silber und Metallschmuck überladen. Der Zar war als Matrose in ein ganz einfaches Gewand gekleidet. Die Zarin, die sehr schlecht deutsch sprach, ließ ihre Närrin herbeirufen und unterhielt sich mit ihr auf russisch. Dieses arme Geschöpf war eine Fürstin Galizin und mußte, da sie in eine Verschwörung gegen den Zaren verwickelt war, sich zu diesem Dienste hergeben. Bei Tisch nahm der Zar die Königin bei der Hand und drückte sie so heftig, daß die Königin vor Schmerz aufschrie, worüber der Zar herzlich lachte und zu ihr sagte, sie habe zartere Knochen als seine Katharina. Am folgenden Tage ließ man den Zar alle Merkwürdigkeiten Berlins, unter anderem auch alte Statuen sehen. Unter diesen befand sich ein Standbild, das eine heidnische Gottheit in einer sehr freien Stellung darstellte. Dieses Stück galt für sehr selten und für die schönste Statue, die man damals im Mühlkabinett aufbewahrte. Der Zar oewunderte sie sehr und befahl der Zarin, sie zu küssen. Diese wollte sich dagegen wehren, der Zar aber wurde sehr

zornig und sagte in gebrochenem Deutsch zu ihr: „Kopp ab!“ Das sollte so viel heißen wie: ich lasse dich enthaupten, wenn du nicht gehorcht. Die Zarin hatte eine so große Furcht, daß sie alles that, was der Zar verlangte, und so küßte sie denn die Statue. Darauf verlangte Peter ohne Umstände die Statue vom König, der sie ihm nicht verweigern konnte. Dasselbe that er mit einem überaus wertvollen Schränkchen, das dem König eine sehr große Summe gekostet hatte. Nach zwei Tagen reiste dieser barbarische Hof endlich wieder ab. Die Königin eilte sofort nach Monbijou und fand alles so ruiniert, daß sie fast das ganze Haus neu bauen lassen mußte.

Mei Schatz is schön dick
Und ich wünsch'n viel Glück,
Viel Glück und viel Ehr,
Und wenn er noch dicker wär.

Rote Bäcker, blaue Kugla,
Und a Gröbbl im Kinn,
Du siehst halt mei Schatzel,
Denn ich su gut bin.

Fidelis und Fidelas,
Und ka Hund is ka Dachs,
Und a rüchthaar's Mädel
Nimm ich net z'n Schatz.

Vogelndisch.

Seiteres.

— **Immer im Verus.** Tochter des Hauses (ihren Anbieter im Hausflur erwartend): „Nun, was hat Papa gesagt?“ — Der junge Mann (weinend, erschrocken): „Ach, Gott, ich wollte ja um Deine Hand anhalten — das habe ich ganz vergessen — ich habe ihm 25 Flaschen Rotwein verkauft!“

— **Schnelle Entscheidung.** Feuerwehrmann: „Herr Direktor, das Feuer ist im vierten Stock, aber unsere Leitern reichen nur bis zum zweiten.“ — Branddirektor: „Na, dann warten wir einfach, bis der zweite Stock auch brennt.“

— **Die Anfangsgründe.** Neueingetretener Lehrling: „Bitt' schön, mit was soll ich meine Arbeit anfangen?“ — Kaufmann: „Bang' halt daweil a paar Fliegen, bring' sie um und leg' sie auf das fliegenvertilgende Papier in der Auslag'!“

— **Höllenangst.** Als Miquel in den Himmel kam — Entstand ein Mordstrahl. — Reihhaus die Schar der Englein nahm: — „Kinnings... de Taschen tan!“

— **Der kleine Menschenfreund.** Fräulein rücht mit seinem guten Anzuge fortwährend auf dem Treppengeländer herauf und herunter. „Früh!“ ruft die Mutter ärgerlich, „was machst Du da?“ — „Höfen für arme Buben!“

— **Die Klatschschweizer.** „... Sie müssen mir aber auf Ehre versprechen, daß Sie das nicht weiter erzählen, was ich Ihnen jetzt über die Kanzleirätin mitgeteilt haben — das verbreite ich selbst!“

— **Oberflächliche Bekanntschaft.** A.: „Kennen Sie vielleicht den Chemiker Müller, Herr Leutnant?“ — Leutnant der Luftschifferabteilung: „Nur oberflächlich! Der ist mal mit seiner Pulverfabrik in die Luft geflogen, als ich gerade aus dem Ballon fiel... da sind wir uns unterwegs begegnet!“

— **Realistisch.** Soldat: „Deinen lieben Brief habe ich heute hundertmal geküßt!“ — Köchin (geschmeichelt): „Ist es wahr?“ — Soldat: „Ja, er roch nämlich so schön nach Schweinebraten!“

Spruch.

Und baut ihr noch so glatt den Stein
Zum Grund für's neue Haus,
Die Sorge baut ihr doch hinein,
Die meißelt ihr nicht aus.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Samum, Isola, Vinno, Batum, Largo, Siena, Bearn, Salat, Montreal.

Geographisches Zählrätsel.

(Nachdruck verboten.)

	Z	B	R
R	.	.	n
M	.	.	l
B	.	.	t
	n	r	a

Werden die Punkte richtig durch Buchstaben ersetzt, so entstehen in den senkrechten und wagerechten Reihen Wörter, die drei Städte-
namen und drei Flüsse nennen.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Verantwortlicher Redakteur: J. Knippschild, Delbe. — Druck und Verlag: G. Holtendorf, Delbe.

Unterhaltungsblatt

zur Pielefelder Volkszeitung, Beddumer Volkszeitung, Glocke und Wiedenbrücker Zeitung.

Nr. 42.

Freitag, 18. Oktober

1901.

(=) Frauenarbeit.

Von E. Arnold.

Der Begriff der Frauenarbeit ist bei einem hochzivilisierten Volke ein anderer als bei einem weniger zivilisierten oder in einem noch ganz unkultivierten Lande, unter Wilden. Ob es die Höhe der Kultur darstellt, das Weib von jeder Art von Arbeit frei zu machen, wie es z. B., wenigstens unter den besseren Klassen in England und seiner Einflusssphäre, also in weiten Teilen der bewohnten Erde, geschieht, oder, wie bei uns, die Schranken niederzureißen, welche Männer- und Frauenarbeit trennen, sie mit dem Mann auf allen Gebieten gleichberechtigt und vollwertig in Konkurrenz treten zu lassen, ist eine Frage, welche noch zur Erörterung steht. Sie zu entscheiden, kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein. Auf beiden Seiten treten die Nachteile schneller hervor als die Vorteile oder sie treten schärfer hervor und tragen so dazu bei, die letzteren vor Ueberhäufung zu schützen. Bei keinem Volke der Erde ist die Trunkucht unter dem weiblichen Geschlecht, und zwar durch alle Gesellschaftsschichten eine so große und allgemeine, wie bei den Engländern, sei es nun in dem überfüllten Themisebäl oder in dem öden Buschland von Australien, und auch nirgends dürfte die Eyskrie so viele Opfer fordern, wie da, wo man dem Weib die Befähigung zur Arbeit zwar nicht abspricht, aber glaubt, ihr jede Art von Anstrengung erlassen zu sollen, um sie zu schonen, und sie damit dem süßem Nichtsthum und der tödlichsten Langeweile auszuliefern. Bei uns wieder macht sich gerade jetzt, wo Frauenarbeit in bisher männlichen Berufen schon das gewöhnliche ist, eine erschreckende Ausbreitung der Schwindsucht und, als natürliche Folge, eine Vermehrung der Lungenheilstätten, bemerkbar. Man braucht nur einmal einen Blick in diese zu thun, um zu verstehen, daß der soviel gerühmte Segen der Arbeit bei falscher Anwendung sich auch in sein Gegenteil umwandeln kann, in einen Fluch, der besonders schwer auf unseren „arbeitenden“ Frauen und Töchtern lastet. Oder sind es nur die ersten Opfer, die fallen müssen, um einer kräftigeren, widerstandsfähigeren Weiblichkeit Platz zu machen? Auffallend bleibt es immerhin, daß bei den ganz Wilden das Weib das Lasttier ist, welchem der dem Nichtsthum ergebene Mann mit seiner brutalen Gewalt jede Art von Arbeit aufbürdet. Er lebt der Jagd und seinem Vergnügen; sie rangiert an gesellschaftlicher Stellung hinter den Hunden. Das ist nicht nur bildlich zu verstehen.

Verfasser, der viel in wilden Ländern gewesen, hat die Frauenarbeit in diesen aus eigener Anschauung kennen und beklagen gelernt.

Das Weib des nomadischen Australiers führt ein Leben schlimmer als der Hund, dem man schon nur deshalb die fetteren Bissen zuwendet, weil er in Zeiten des Wildmangels selbst einmal als leckerer Braten dienen kann. Der australische Wilde sieht in der Arbeit etwas Verächtliches, des Mannes Unwürdigkeit, und er kennzeichnet seine Verachtung der Frau, daß er ihr jede Art von Arbeit aufhals. Selbst, wenn er auf die Jagd geht, muß sie ihm die nicht gerade leichten Waffen tragen und zureichen, auch die nutzlos verschleuderten zurückholen. Sie muß ihm die schwere, für die Unbilden der Witterung vorgesehene große Decke aus Opussummjellen nachtragen und führt dann meistens noch ein Kind auf dem Rücken in den Falten eines ebensolchen Gewandes. Ist man am Rastort angelangt, so ist es Aufgabe

der Frauen, Meimeis (Hütten) zu bauen, das erlegte Tier auszuweiden und zuzubereiten. Sie jekt alles dem Manne vor und behält (nach harter Arbeit und langer Wanderung im heißen Sonnenbrande) für sich — nichts. Beim Mahle bilden sich drei Gruppen: die Männer, alt und jung, etwas näher heran die Hunde, etwas weiter ab die Frauen und Mädchen. Wenn der Mann das Beste vom Knochen abgegessen hat, wirft er diesen zumeist den Hunden, seltener seinem Weibe zu, und man erlebt es, daß Weiber und Hunde zur Erlustigung der gefättigten Männer, um die bescheidenen Ueberbleibsel des Mahles sich balgen. Der alte Mann wird, wenn er gestorben, mit großer Feierlichkeit beigelegt oder verbrannt; die tote Frau wird mit Füßen in eine leere Bombathöhle gestochen. Das ist das Ende ihres mit Ueberarbeitung gesegneten Erdenwallens.

Im innern von Afrika ist das Weib ebenfalls berufen, sämtliche schwere Arbeit zu verrichten, auch dort, wo Missionen mit Erfolg thätig sind. Besonders fällt ihnen das in Afrikas ermattender Fieberluft oder im heißen Sonnenbrand so sehr schwere Acker zu, wobei eine artähnliche Packer beim Aufreißen des hartgebrannten Bodens den Pflug erheben muß. Und auch dort ist das auf dem Rücken getragene Kind kein Hindernis bei der Verrichtung auch der schwierigsten Arbeiten. Wo man zum Pfluge vorgeschritten ist, wie z. B. in Tunis, wird demselben ein kleiner, störrischer Esel und diesem selbst wieder das Weib des Pflügenden, diesmal der Mann, vorgespannt. Was der Esel nicht leisten kann oder will, muß die Frau hergeben. Der Mann trägt Stiefel an den Füßen, denn der Boden ist dort äußerst spröde und reich an Stacheln und spitzen Steinen; die den Pflug ziehende Frau geht barfuß, und die Peitsche des Mannes trifft wohl öfters sie als den Esel, sodaß man ein altes Sprichwort dahin variieren kann: Das Weib schlägt man, den Esel meint man.

Kommen wir, um in Lande zu bleiben, nach dem der Ostküste vorgelagerten Zanzibar, so werden wir als Verloader von Kohlen und Waren an Schiffen fast nur Frauen finden, welche gegen einen allerdings hohen Tagelohn, der ihnen aber nicht zufällt, vierzehn Stunden des Tages fast ohne Unterbrechen arbeiten. Dem Namen nach frei, sind sie in Wahrheit Sklavinnen, welche von dem sie ernährenden Sklavenhalter oder Gatten nur ein kärgliches Brot für ihre Mähe erhalten, wogegen er den ganzen Lohn ungekürzt einsteckt. Ähnliche Verhältnisse finden wir an den erzeigenden Hängen der westlichen Anden in Kolumbien. Dort sind die Frauen Minenarbeiter. Fabelhafte Schätze wachsen unter ihren fleißigen Händen aus der Erde hervor, und sie selbst erhalten einen Tagelohn von 75 Pfennigen bis eine Mark, nach unserem Gelde.

In Indien, wo der herrschende Kastengeist nicht wenig dazu beiträgt, um das Weib der arbeitenden Klassen tief unter die Menschenwürde herabzudrücken, haben diese Armen der Armen nicht nur die mühseligsten Arbeiten zu verrichten, um sich vor dem Verhungern zu schützen, sie dürfen, obwohl dem Gesetze nach gleichberechtigt, sich auch nicht auf gebahnten Wegen antreffen lassen, die nur für die höheren Klassen da sind. Sie müssen abends und morgens durch das stachelige Unterholz hindurchstrandeln, um zu ihren elenden Hütten oder zur Arbeitsstätte zu gelangen. Zur Zeit der nicht seltenen Ueberschwemmungen der Reisfelder haben sie, halb oder bis an den Hals im Wasser stehend, die dort hoch geschätzte Frucht einzusammeln. Und was sie abends als

"Siberia", welche
sorgte, den an die
müsse nun an die
Das betreffende
halb mit dem
Sofort, die i
Sachverhalte beu
nehmen betref
Von der Natur
mit Macht dabei
bleibt das Wetter
menge Oktober
Winterfütter bef
haben jetzt ein
nicht vor.
Schmidt, 15.
Graf und Ober
a la suite des
(1. Westf.) Nr. 8.
Hans commandir
regierenden Grafen

+ Vielelefeld.
den vom tiefen
vember geplanten
mit glänzendem
haltung eines
(1) Vielelefeld
nach wie vor das
sollen. Den Ang
jetzt erünte nach
Schwerpunkt nach
längere Zeit hind
Anordnung des
in den Vor-Rück
vermuthung mög
ein ungewöhnlich
groß einer der
Veranlassung d
dem tiefen Sam
großer Vereiner
adler, darunter a
bekannt geworden
Ueber das Ergeb
schließendes mel
Entscheidend sch
+ Vielelefeld
abend im kleinen
diesjährige Gener
sammlungen d
die Ziele des Ver
Bestimmung lei
Dr. Jümpel. Die
Erklärung. In
Relius aus dem
zur Geschichte de
persönlichen Gru
"Königsberger Z
ganz, gerecht gem
wenig bekannt, d
geheim, Bader
stellen, Bader
das Annehmeh
vorzunehmen.
Gegenstände zu
Landstreiter
find, bietet die g
ränge des bei d
schöne eine me
Sonnungen. So
von dem ihm
oder sich verhi
+ Vielelefeld
Königlichen Kur
Krieg, mittel
größere M
soll Montag, de
1902 ihren Ab
neben dem Kol
theater zu Geln
Opernfänger
Durch Verzeich
Vorlesungen m
Belehrer Zehn
hütung seines U
nicht zu dürfen.
Wohnungen, a
bringen und im
der quier
gedacht. Herr
Spezialplan zu
erfolgen.
+ Vielelefeld
Kirchengemein
Es, ab auf wei
Wart an die
gungen Dauer
zu tragen
zu den letzten
in den letzten
emicht. der Bo
Wiete von 450
darauf veränd
auf den hässlic
beraus vorlau
abzuhan, zu me
einmaligen Z
Ausstuf. Neben
deren Ausgab
Zellungsstätt
werden, sehr zu
Sonne einge
nachdem die G
tels am Horn
in diesem Sch
merre vorhan
Schülerzahl i
vermehrt sich

"Lohn" nach Hause tragen sind ein paar Hände voll Reis und eine Hand voll ausgelesenes trockenes Gestrüpp, um jenen zu kochen. Auf ihnen lastet oft noch schwerer als die furchtbar anstrengende Arbeit die allgemeine Verachtung, denn eben das, was bei uns den Menschen und besonders das Weib ehrt, wird dort als etwas Menschenunwürdiges angesehen. Vor solch einer arbeitenden Frau speien die Angehörigen der höheren Klassen aus und vertreiben sie mit Steinen und Stöcken von den Wegen, die sie selbst zu gehen sich bemüht finden.

Noch am besten gestellt sind die Frauen auf Tahiti im stillen Ozean. Hier, wo die Natur mit immer offenen Händen alles spendet, was der Mensch zu seinem Unterhalte braucht, kommt die Arbeit als solche ganz von selbst in Wegfall, und es hütet sich auch ein jeder sehr wohl, sie erst zu schaffen und in die Welt zu rufen. Was den Frauen dort als Arbeit zufällt, ist nächst dem Einsammeln von Früchten, der Fischfang, der auch von ihnen mehr spielend ausgeübt wird. Mit einem Handfangnetz bewaffnet, waten sie bis zum Knie ins Wasser und schöpfen so die Fische ohne erst lange zu angeln und zu warten, bis sie anbeissen oder nicht.

Das ist etwas von der Frauenarbeit auf der Sonnenseite des Erdballes. Sie wird nicht verfehlt, bei den jartfühlenden Lesern Schauern und Mitleid zu erregen. Zwischen ihr und dem, was man hier bei uns darunter versteht, gähnt eine weite Kluft. Und doch führen hier und dort auch Brücken hinüber, denn die Frauenarbeit, wie wir sie verstehen, zieht auch ein Glend groß, das Frauenproletariat, mit dem wir bisher verschont gewesen.

Das sollte uns zum Nachdenken anregen. Auch die Frauenarbeit hat einen Weg zum Segen und einen zum Fluch. Man suche den ersten!

*, Die Seeschlange.

Von Dr. Otto Schirmer.

Zu derselben Zeit, wo im gesellschaftlichen und politischen Leben Windstille eingetreten ist, in der heißen, ereignislosen Zeit der sauren Gurken taucht mit einer rührenden Regelmäßigkeit die Nachricht auf, daß abermals von diesem oder jenem Schiff eine Seeschlange beobachtet worden sei. Bald zeigt sich das Ungetüm im Atlantischen, bald im Indischen, bald im Stillen Ozean, stets aber vorfichtiger Weise nur in einer größeren Entfernung vom Schiff. — Und dann beginnt die Erörterung von neuen, ob es eine Seeschlange giebt oder nicht, bis endlich ein anderes Gesprächsthema sich in den Vordergrund drängt und die Seeschlange nicht nur in das Meer der salzigen Fluten, sondern auch in dasjenige der Bergeffenheit wieder hinabtaucht.

Die Berichte über die Beobachtung von Seeschlangen gehen bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück. Zuerst erwähnt sie Olaus Magnus, und fast gleichzeitig bringt der sonst so verdienstvolle "deutsche Plinius", der schweizerische Naturforscher und Polyhistor Konrad Gesner in seinen "Wildern der Wassertiere" einen Holzschnitt, auf dem eine ungeheure Seeschlange ein Segelschiff angreift und aus ihm einige Seeleute raubt. Ausführlicher beschreibt sie schon der dänische Professor Erik Pontoppidan, der von 1698—1764 lebte. Nach ihm hat die Seeschlange einen braunen Leib und windet sich gleich einer Kette von Ohrohrschnüren durch das Meer. Ergänzt wird diese Schilderung durch die Mitteilungen Hans Egebos, der von 1721—34 zur Befehrung der Eskimos auf Grönland wirkte. Er stattet das Ungeheuer mit einer langen Schnauze, großen, flügelartigen Ohren, einem Schlangenleib von Schiffslänge und einem mächtigen Schwanz aus.

Die Berichte neuerer Beobachter stimmen mit dieser Darstellung im Wesentlichen überein. Man giebt an, den Kopf mit den großen Ohren, zuweilen auch eine sich daran schließende Mähne, den sich stoßweise fortbewegenden Leib und den emporschwellenden Schwanz bemerkt zu haben, und fügt dann oftmals hinzu, daß das Wasser, das das Tier durchschneidet, schwarz gefärbt worden sei. Ist nun an diesen Schilderungen etwas Wahres, oder entbehren sie jeder that-

sächlichen Grundlage? Durch die vergleichenden Untersuchungen Schnees ist es sehr wahrscheinlich gemacht worden, daß es sich bei den Berichten über Seeschlangen in erster Linie um Beobachtungen von Tintenfischen handelt. Die Tintenfische oder Kraken gehören den Kopffüßlern oder, wie man sie wissenschaftlich bezeichnet, Cephalopoden an und stellen die höchste Klasse der Mollusken dar. Der Kopf mit den beiden großen Augen hebt sich mehr oder weniger deutlich von dem rundlichen oder zugespitzten Leib ab, und der Mund ist von einem Kranz von Armen oder Tentakeln umstanden, deren Zahl sich bei der einen Gruppe auf acht, bei der andern auf zehn beläuft. Die zehnarmigen Tintenfische besitzen Seitenflossen. Außer durch die Arme sind die Tintenfische merkwürdig durch die Art ihrer Fortbewegung. Sie besitzen nämlich an der Bauchseite eine sogenannte Mantelhöhle, in die durch eine Querspalte am Kopfe das Atemwasser für die Kiemen eindringt. Durch die Zusammenziehungen der Mantelhöhle wird nun das eingedrungene Wasser wieder herausgepreßt und infolge des damit verbundenen Rückstoßes bewegt sich die Krake fort. Außerdem sind die Tintenfische mit einem Sack ausgestattet, der eine schwarze, tintenähnliche Flüssigkeit enthält und der sie ihre Zeichnung verdanken. Diese Flüssigkeit wird, wenn der Tintenfisch verfolgt wird, ausgepriesst, so daß das Wasser auf einen weiten Umkreis getrieben und das Tier zugleich den Blicken seines Verfolgers entzogen wird. Vergleichen wir jetzt die Berichte über die Seeschlange mit dem uns nun bekannten Tintenfisch, so läßt sich die abenteuerliche Gestalt der ersteren durch den Körperbau des letzteren sogleich ungezwungen erklären. Der Kopf der Seeschlange ist der Leib des Tintenfisches, der bei den ruckweisen Fortbewegungen häufig über das Wasser emporgeschleudert wird. Die großen Ohren oder die Mähne sind die Seitenflossen, die ebenfalls zuweilen über die Wasseroberfläche emporragen, und der Schwanz ist einer der nachschleppenden langen Arme, der gelegentlich aus dem Wasser heraustragt. Die mehrfach berichtete Trübung des Wassers aber ist eine Folge des ausgepriessten Tintensaftes. Aber giebt es auch wirklich so gewaltige Tintenfische, daß sie der vermeintlichen Seeschlange an Größe gleichkommen? Die Mehrzahl der einzelnen Tintenfischarten mißt mit Kopf, Leib und Armen nur 20 Zentimeter bis 1 Meter. Daneben existieren aber auch Riesentintenfische, deren Gesamtlänge 15 Meter und mehr beträgt. So traf im Jahre 1861 der französische Woiwo "Mekton" zwischen Teneriffa und Madeira auf einen Tintenfisch, dessen Rumpflänge allein auf 4 Meter geschätzt wurde. Im Jahre 1873 wurde an die Küste von Neufundland vom Meer ein Tintenfisch ausgeworfen, dessen Leib 3,3 Meter lang und 1 Meter dick war, während die Arme über 10 Meter maßen. Ueberhaupt sind hier wiederholt gewaltige Tintenfische an den Strand gespült worden. So hat man Tiere aufgefunden, die eine Gesamtlänge von 11 und 14 Meter hatten und das riesigste unter ihnen hatte sogar einen Rumpf von 6 Meter Länge und Arme, die 14 Meter maßen und so stark wie ein Männerarm waren. Also auch eine für die angebliche Seeschlange genügende Länge besitzen die Tintenfische. Bedenkt man außerdem, daß auf hoher See jeder Maßstab wegfällt, um danach die Größe eines in der Ferne beobachteten Gegenstandes abzuschätzen, so wird es leicht erklärlich, wenn die Beobachter sich in der Größenbestimmung irren und in der Erregung über die wunderbare Beobachtung den Umfang und die Länge der dahinschießenden, unbekannten Erscheinung unwillkürlich übertreiben.

Uebrigens brauchen es nicht durchaus immer riesenhafte Tintenfische zu sein, die die Seeschlange vortäuschen. Es sind die Delphine, jene schwarzgrauen, etwa 2 Meter langen Zahnwale, die sich in Schulen von 6—10 Stück zusammenstellen, wenn sie nieder- und auftauchend hinter einander schwimmen, sehr geeignet, auf eine größere Entfernung hin das Bild einer Seeschlange vorzugaukeln. Dasselbe gilt von den ebenfalls zu den Zahnwalen gehörenden Braunfischen oder Tümmlern und von den fliegenden Fischen, die sich in einer größeren Schaar bis über fünf Meter über das Meer

erheben und 90—125 Meter weit forttschnellen. Selbst lange Heringsszüge können eine Seeschlange vortäuschen. Wie leicht bei den Beobachtungen in die Ferne auf See ein Irrtum möglich ist, zeigt ein Erlebnis du Bois-Reymonds, eines Sohnes des unlängst verstorbenen, berühmten Physiologen. „Plötzlich sahen wir", schreibt er, „in lebhafter Bewegung im Wasser folgendes: Glatt, schwarz und blank! — Alle, mit deren Würde es vereinbar war, tobten vor Erstaunen und Aufregung über diese Seeschlange. Den Kopf sich lang hervorstrecken und umdrehen zu sehen, war ein scheußlicher Anblick, die Bewegung des Wassers schauerlich, wenn man an den ungeheuren Leib dachte." Und wie löste sich dieses Rätsel? Als du Bois-Reymond und die Offiziere der „Serapis" das Fernrohr zur Hand nahmen, erkannte man, daß es eine Gesellschaft von Seelöwen, einer Robbenart, war, die man bei der dunstigen Luft für eine Seeschlange gehalten hatte. Der eine dieser Seelöwen streckte seinen spitzen Kopf weit aus dem Wasser heraus und täuschte so den Kopf der Seeschlange vor, während ein zweiter, der auf dem Rücken lag, die Vorderbeine gekreuzt aus dem Wasser hielt, so daß hierdurch ein Teil des bogenförmig gekrümmten Schlangenneibes dargestellt wurde.

Ohne Zweifel haben auch die großen Wale wiederholt zur Entstehung der Seeschlangennarr Veranlassung gegeben. Die Walfische unternehmen ziemlich regelmäßig große Wanderungen, wobei oftmals das eine oder andere Tier von der Zugstraße abswinkt und sich in Gegenden verirrt, wo sonst Walfische nicht vorkommen. So geriet 1898 ein Walfisch in die Ostsee, drang sogar in die Eckerndörfer Bucht und in den Kieler Kriegshafen ein und strandete endlich an der pommerschen Küste. Bei der gewaltigen Entwicklung, die die großen Walarten erreichen — ein Grönlandwal mißt bis zu 20 Metern — ihren wellenförmig erfolgenden Bewegungen, den häufigen Schwanzschlägen, ist es dann leicht möglich, daß ein solcher unbekannter Irrgast zumal bei nebligem, trübem Wetter, für irgend ein fabelhaftes Meerungetüm gehalten und überlieferungsgemäß für die Seeschlange ausgegeben wird. In einem Fall wurde ein Walfisch als die Ursache der angeblichen Seeschlange unzweideutig ausgegeben. In den 60er Jahren zeigte sich mehrere Wochen hindurch an der englischen Küste ein Meerungetüm, das die Fischer so in Schrecken versetzte, daß sie von der Regierung die Abwendung eines Kriegsschiffes verlangten. Auch der deutsche Dampfer „Karlsruhe" hatte Gelegenheit, die Seeschlange aus der Ferne zu beobachten. Und hier nun entpuppte sich ihr eigentlicher Charakter. Als das Schiff näher heranzufuhr, tauchte das Tier unter und ließ dabei eine große, wagerechte Schwanzflosse sichtbar werden. Diese aber ist ein sicheres Kennzeichen der Walfische. Eine ähnliche Aufklärung fand eine Nachricht, die sich im Anfang des Jahres 1899 verbreitete. Danach sollte der Dampfer „Emu" auf der Fahrt nach Sydney bei den Suwarow-Inseln die Skeletteile einer gestrandeten Seeschlange von 18 Meter Länge und 60 Tonnen Gewicht aufgefunden haben. Das wunderbarste bei dieser Meldung war aber das, daß diese Seeschlange zwei Köpfe getragen haben sollte. Später wurden die Reste von den Beamten des australischen Landesmuseums untersucht. Es ergab sich, daß die Schädel und anderen Knochen zwei Zahnwale angehörten, von denen ein jeder eine Länge von 9 Metern besaßen hatte.

Insgesamt sind alle, auch noch so überzeugt klingenden Berichte über Seeschlangen, mit äußerster Vorsicht aufzunehmen. Zu welchen Selbsttäuschungen es hierbei kommen kann, mag schließlich noch folgender Vorfall zeigen. Die Bewohner von Sulbal, eines Ortchens im norwegischen Amt Stavanger, behaupteten seit Jahren, daß in ihrer seebeckenartigen Erweiterung eine Seeschlange haue. An stillen, warmen Sommertagen entstand eine mächtige Bewegung im Wasser, ein dunkler, großer Körper schoß empor, hob sich bis zu 10 Minuten auf und nieder und tauchte dann wieder unter. Von wissenschaftlicher Seite wurde für diese Erscheinung eine sehr unromantische Erklärung gegeben. Man job nämlich die Ursache auf Sägemehl, das durch zwei Bäche von einigen

Sägemühlen in das Becken geschwemmt und auf dessen Grund abgelagert werden sollte. Allmählich, so wurde weiter ausgeführt, versetzte sich dieses Sägemehl, und es bildete sich Sumpfgas. Dieses Sumpfgas hebe nun das Sägemehl und eine dicke Algenmatsche, die sich darüber entwickelt hatte, empor, blähe auch die Decke nach oben auf, die endlich durch den Druck des Gases zerrissen würde, auf und nieder walle und zuletzt wieder in die Tiefe sinke. Dieser Auslegung wurde jedoch von den Bewohnern von Sulbal kein Glauben beigemessen. Im Jahre 1893 wurde nun die Erscheinung wiederum von zwei Personen, einem Lehrer und einem Sergeanten, beobachtet. Man ruderte sofort in einem Boot an Ort und Stelle, gelangte aber zu spät an und konnte die Ursache nicht entdecken. Als die beiden Beobachter an das Land zurückgekehrt waren und in die Nähe der Dampfschiffbrücke gekommen waren, bemerkten sie die Erscheinung zum zweitenmale, und zwar unfern dieser Brücke. Während sie herzuwinkten, sahen sie, wie das Wasser zu wallen begann, als wenn es kochte; das Wallen wurde stärker und stärker, ein Körper von der Form eines größeren, gewölbten Bootes tauchte empor, verharrte eine Zeit lang ruhig auf der Oberfläche und sank darauf nach und nach unter, so daß nur noch ein kleiner Teil sichtbar blieb. Als das Wasser ruhiger geworden war, fuhr man sofort auf die Stelle hinaus. Zum größten Erstaunen der beiden Beobachter erwies sich die Masse als ein Filz von Sägemehl, halbverfaulten Pflanzenteilen, wie Nadeln und Holzstücke, und allerlei Beimengungen vom Grunde!

„Es giebt mehr Dinge zwischen Erd' und Himmel, als eure Schulweisheit sich träumen läßt, Horatio!" ist ein viel gebrauchtes Wort Shakespeares. Aber auf das Fabelwesen der Seeschlange paßt es nicht. Sie hat in allen Fällen einen sehr geheimnisvollen Untergrund, um den sich nur jene phantasievollen Ausmachungen ranken, die man, entsprechend dem erzählerischen Talent unserer büchsengewaltigen Nimrode, bezeichnen könnte als: Seemannslatein.

Jedesmal tüchtig zu schütteln.

Ein Stücklein aus Schwaben.

Dem Hansjörg von Michelhausen wurde sein fleißiger und getreuer Knecht, der Michel, bedenklich krank, so daß er im Bett liegen mußte. Da riet die Räther ihrem Mann, dem Hansjörg, den Doktor Schröpfer aus der Stadt holen zu lassen. „Das ist ein geheimer Mann," sagte sie, „er hat's mit den Blutegeln auch auf's Härle verraten, wie Du so fürchtig krank gewesen bist." — „Ja Räther," meint der Hansjörg, „Du hast recht, selbigsmal ist mir's steinübel gewesen, aber auf die sein' Arznei vom Doktor Schröpfer ist's bald anders worden, der Doktor Schröpfer ist der rechte Mann, der versteht's." Und ohne Verzug schickte er zu diesem. Der Doktor kam. Er fand den Knecht wirklich sehr krank und verschrieb daher sogleich eine Arznei. „Seid recht pünktlich mit dem Kranken," ermahnte er den Hansjörg, „und besorgt's mit dem Einnehmen genau, wie's verordnet ist. In ein paar Tagen will ich wieder kommen und sehen, wie's steht." Der Herr Doktor hielt Wort. Nach einigen Tagen kam er richtig, um sich nach dem Befinden des Patienten zu erkundigen. „Nun, Hansjörg!" jagte er beim Eintritt in die Stube, „wie geht's mit dem Kranken?" — „Ach du lieb's Herrgottle, Herr Doktor!" jammerte der Hansjörg, „der ist eben gestorben, schon gestern Abend um Vierz. Das Schütteln hat eben geholfen!" — „Das Schütteln? Wie so?" fragte der Doktor verwundert. „Ja, das Schütteln so vor dem Einnehmen", explizierte der Hansjörg mit trauriger Miene. „Wie's auf dem Bettel steht." Der Doktor nahm das Arzneiglas und besah den Zettel. Es stand ganz richtig darauf: „Vor dem Einnehmen jedesmal tüchtig zu schütteln." — „Das war in Ordnung," sagte der Doktor, das Glas zurückgebend. „Ja, das kann sein" erwiderte der Hansjörg, aber der Michel hat's halt nicht vertragen können; er hat allemal gottesjämmerlich geschrien." — „Wenn man das Glas geschüttelt hat?" fragte der Doktor. „Das Glas?" jagte der Hansjörg verwundert darüber, wie der Herr Doktor

167

